Meine Erlebnisse

unter dem

Berner-Freischaaren-Regiment.

Als Beitrag

zu

einer Schilderung desselben.

Der

gegenwärtigen Regierung von Bern

zur Beherzigung vorgelegt.

von

Dr. J. Schnell,

gewesenem Professor der Naturgeschichte.

Gedruckt auf Kosten des Verfassers

bei

C. Langlois in Burgdorf

im Christmonat 1850.

Preis: 5 Batzen.

Motto aus Schiller's Lied von der Glocke.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz:
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ists, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Vorwort.

Wenn ich nach jahrelangem Stillschweigen noch einmal die Feder ergreife, um der Mitwelt zu erzählen, was ich unterdessen erlebt und erfahren habe, so darf, wer mich kennt, auf mein Wort glauben, daß es nicht geschieht, um von mir zu reden, oder überhaupt mich bemerklich zu machen, was, wie mein ganzes Leben bezeugt, nie meine Sache war; und noch weniger aus Lust, Vorgänge zu berichten, deren bloße Erinnerung mir nur bittere Gefühle erwecken muß; oder gar aus Rache, welche meinem Herzen fremd ist; — sondern einzig und allein der Belehrung wegen, die aus meinen Erlebnissen für unser Volk, um dessen willen ich seiner Zeit gegen meine Neigung in das öffentliche Leben verflochten ward, hervorgeht, und namentlich des daraus fließenden Beweises wegen, daß die Freiheit unter der Pflege von Menschen, wie sie das Freischaarenthum aufgewiesen hat, niemals gedeihen könne, sondern nothwendig zu Grunde gehen müsse.

Die kurze und richtige Darstellung eines, seiner Dauer und innern Wirksamkeit nach nicht unbedeutenden Zeitabschnittes unseres öffentlichen Lebens bietet ihrem Verfasser ganz eigene Schwierigkeiten dar: einmal der Art der Darstellung wegen, welche keine zu weit ausgeholte, allzu ausführliche, datirte und dokumentirte sein darf, sondern eine aus dem treuen Gedächtniß eines wahrhaftigen Augenzeugen geschöpfte, so eng wie möglich zusammengefaßte, einfache Erzählung der folgenreichsten Ereignisse sein soll, welche sich in den letzten 20 Jahren in unserer kleinen Republik zugetragen haben; eine Erzählung, die nicht für die Nachwelt als Quelle künftiger Geschichtsforschung, sondern für die Jetztwelt als lebendige und belehrende Schilderung der jüngsten

Vorgänge und der letzten Zustände und ihres ursächlichen Zusammenhanges bestimmt ist.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der bei dieser Schilderung zum Theil noch bestehender Zustände und noch lebender Personen zu gebrauchenden Sprache.

Da die Erzählung für ein Publikum bestimmt ist, welches sich nicht im Falle befindet, den Gang unserer öffentlichen Angelegenheiten Schritt für Schritt zu verfolgen, mithin manche Lücke in deren Zusammenhange fühlen, und über Manches im Dunkeln schweben muß, so darf man nicht in Räthseln und Andeutungen reden, sondern man muß eine offene und deutliche Sprache führen, selbst auf die Gefahr hin, zu verletzen; man muß das Kind bei seinem Namen nennen dürfen, und nicht die Leute waschen wollen, ohne sie naß zu machen.

Da der Verfasser dieses Aufsatzes gewohnt ist, zu seinen Worten zu stehen, so nimmt er auch im vorliegenden Falle keinen Anstand, seinen Namen beizusetzen, um so weniger, als diejenigen, gegen die er gerichtet ist, das freie Wort des freien Mannes, die unbeschränkte Schreib- und Redefreiheit, republikanische Freimüthigkeit, schweizerische Offenheit und Wunder welche schöne Dinge beständig im Munde führen, sich mithin an der Anwendung ihrer eigenen Maximen am allerwenigsten stoßen sollen.

Sollte der Verfasser über Gebühr auszuholen scheinen, so bedenke man, daß es vor Allem nöthig ist, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus man die Sache in ihrem Zusammenhange beurtheilen kann; und da in der Regel unsere neuen Politiker die Geschichte nur von gestern her aus den Tagesblättern kennen, so muß man ihnen wenigstens die Möglichkeit an die Hand geben, die Ereignisse in ihrer ursächlichen Verkettung erfassen zu können; und wenn der Anfang dieser Erzählung auch weit hinter meine Erinnerungen zurückreicht, so konnte dieses nicht vermieden werden, wenn ich zeigen wollte, wie eine Umwälzung unserer Zustände aus der andern hervorging, und die letzte die nothwendige Folge aller frühern war.

Wenn ich als Endursache unserer gegenwärtigen Zustände den Verfall der vorhergehenden, und die damit gegebene Entartung unseres Gemeinwesens überhaupt nachzuweisen versuche, so geschieht dieses nicht, um dem gestürzten Patriziat allein die Schuld davon beizumessen, und mit der siegestrunkenen Menge über die gefallene Herrschaft zu triumphiren, sondern um zu zeigen, daß es in der Welt keine Staatseinrichtung gibt, welche die Gesellschaft vor dem Verfall zu sichern vermag, wenn nicht ein christlicher Sinn sie belebt.

Geschrieben in meines verstorbenen Bruders ehmaliger Wohnung, im innern Sommerhause bei Burgdorf, 20 Jahre nach der ersten daselbst stattgehabten Volksversammlung, am 30 November 1850.

Das alte Bern.

Es ist geschichtlich erwiesen, und bedarf meiner Bestätigung nicht, daß vor 500 Jahren Bern eine Burg der Freiheit war, wie seither keine mehr gewesen ist. Eben so wahr ist, daß die ersten Berner zu den freiheitliebendsten, tapfersten Männern aller Zeiten gezählt werden müssen, und kaum zu bezweifeln, daß trotz aller spätern Entartung der Enkel, nach dem natürlichen Gange menschlicher Dinge doch in den Nachkommen die Spuren früherer Tugenden nicht gänzlich verwischt sein werden.

In einer solchen Frei-Burg, zu einem Walle gegen Gesetzlosigkeit und rohe Gewalt erhob das zu Ende des 12ten Jahrhunderts vom Grafen Berchtold von Zähringen erbaute Bern der deutsche Kaiser Friedrich II., indem er dessen Einwohnern im Jahr 1318 mit dem Namen einer Burgerschaft zugleich das Recht, sich selbst zu regieren, ertheilte.

Von dieser Zeit hinweg wurde während drei Jahrhunderten Jedermann Burger von Bern, der sich von seiner Hände Arbeit nährte, und in der Stadt mit Haus und Hof ankaufte; ein Verein von Männern also, welche dieselben Gefahren zu bestehen und die gleichen Güter zu schützen hatten, bildete den Anfang der Burgerschaft von Bern, welche unter diesen Umständen so schnell anwuchs, daß schon 200 Jahre später 30,000 Bürger von Bern gezählt wurden.

Diese Zahl von Bürgern konnte, wiewohl gleichberechtigt, doch nicht in ihrer Gesammtheit unmittelbaren Antheil an der Führung der öffentlichen Angelegenheiten nehmen, sondern mußte sich durch eine Auswahl dazu geeigneter Bürger vertreten lassen. Weil nun zu jener Zeit die Gefahren für die Vorsteher des Gemeinwesens groß, die Vortheile hingegen gering waren,

so überließen die gewerbsfleißigen Bürger die Obsorge für die Sicherheit und den Schutz desselben gerne den begüterten und müßigen Rittern und Herren, wodurch eine ganz natürliche Ausscheidung dieser beiden Stände erfolgte, die, so lange sie beidseitig beliebte, auch ordnungsgemäß fortbestanden hätte.

Diese Anfangsperiode natürlicher Freiheit und Gleichheit der Berner war auch die Periode ihrer Größe, von der Johannes Müller sagt, daß sie auf dem guten Willen der für das gemeine Wesen sich und Alles aufopfernden freien Männer und Edeln beruhte.

So widersprechend es scheint, so ist es doch wahr, daß die Reformation im Bernergebiet den Keim der Verderbniß in dessen Regierung gelegt hat, so daß jetzt auf die Jahrhunderte ruhmvoller Wirksamkeit und hochherziger Aufopferung der Magistraten und unbedingten Vertrauens der Bürger, die Zeiten der Selbstsucht, die Machtübergriffe der Erstern und die Entartung der Letztern eintraten, indem einerseits die zu Handen genommenen Klostergüter, und andererseits die in den Burgunderkriegen gemachte Beute die Begehrlichkeit der Herren und Bürger weckten und zu immer steigender Vermehrung der öffentlichen Besoldungen führten. Bis hieher waren die Aemter eine wahre Last, deren man sich eher zu erwehren suchte, als daß man darnach getrachtet hätte. Diejenigen, welche ihre Ruhe oder ihren Erwerb dem Gemeinwohl zum Opfer brachten, verdankten die vorübergehende Erhebung über ihre Mitbürger nur eigenem Verdienst und der öffentlichen Anerkennung desselben; sie jagten nicht nach Aemtern und Pfründen, sondern Liebe zum Vaterlande, und die Dienste, die Jeglicher ihm zu leisten im Stande sich fühlte, unterschieden allein die Herren und Bürger.

Die Schätze, welche jetzt aus den angegebenen Quellen dem Gemeinwesen zufloßen, zerstörten den Geist, der es belebte; die vorher lästigen Aemter wurden zu Quellen des Reichthums, und damit zum Gegenstande der Eifersucht unter den Anspruchsberechtigten, vor Allen der in der Stadt wohnenden Bürger, welche fortan nur darauf bedacht waren, die Zahl ihrer Mitansprecher zu beschränken, was gegen die

Mitte des 17ten Jahrhunderts eine völlige Abschließung des Bürgerrechts zur Folge hatte.

Damit nicht zufrieden, maßte sich das damalige Regiment, das nur aus 74 Geschlechtern zusammengesetzt war, die ursprünglich auf der Gesammtheit der Bürger beruhende Vollmacht an, und bediente sich fortan der Bürgerschaft nur als der Pflanzschule, aus welcher es nach Rücksichten der Klugheit oder geselliger Uebereinkunft die Räthe ergänzte.

Jetzt hatte Bern seinen Glanzpunkt erreicht; zur Herrschaft zu gelangen und reichlich besoldete Stellen zu bekleiden, war von nun an das Ziel, nach welchem die Abkömmlinge von Berns Helden rangen, wobei nothwendig der großartige Charakter der Republik erlöschen mußte!

Es ist jedoch nicht zu läugnen, daß, abgesehen von der Hauptsünde der Aristokratie, sich auf unerlaubte Weise die Rechte der Bürger angemaßt, und als Gnade gewährt zu haben, was ihnen als Recht gebührt hätte, — doch manche Tugenden die Aristokraten zierten, welche ohne Zweifel ein Erbtheil von ihren großen Ahnherren waren.

Sie waren stets treue Verwalter der öffentlichen Gelder, achteten die Rechte und schützten das Eigenthum der einzelnen Bürger und der Gemeinden, wußten persönliches Verdienst zu schätzen und vergalten dankbar erwiesene Dienste. Auch entfremdeten sie sich nie so weit von ihrem Volke, daß sie ihm die Waffen nicht mehr anvertraut hätten. Wäre ihre Verwaltung nicht musterhaft gewesen, sie würde sich schwerlich, nach allen eingerissenen politischen Mißbräuchen, noch anderthalb hundert Jahre erhalten haben!

Doch das Vertrauen und die Anhänglichkeit der um ihre politischen Rechte verkürzten Bürger, war bei aller sonst tadellosen Verwaltung geschwunden; und konnte sich auch die Aristokratie gegenüber ihrem Volke in Zeiten der Ruhe und des Friedens erhalten, so vermochte sie dieses nicht mehr, als zu Ende des abgewichenen Jahrhunderts der Sturm der französischen Revolution sie umbrauste. Umsonst versuchte sie es jetzt, ihr entfremdetes Volk durch das Versprechen, ihm seine ursprünglichen Rechte und Freiheiten wieder zu geben, zur Vertheidigung des Vaterlandes mit Gut und Blut

anzufeuern. Dieses heilige Feuer, diese Begeisterung aus früherer Zeit, war verglommen, und hatte einem lahmen Dienstgehorsam Platz gemacht.

Dieß hätte die Aristokratie zur Zeit merken sollen, vielleicht wäre es ihr gelungen, durch unbedingte Aufopferung ihrer Sonderinteressen zum Heil des gemeinen Vaterlandes das drohende Ungewitter abzuwenden! Aber wer wird solch' hochherzige Gesinnung von einer Jahrhunderte lang in sicherem Genusse erschlafften Aristokratie erwarten? Die Zeiten der Bubenberge und der von Erlach waren vorbei!

Die Regierung von Bern wartete bis zum letzten Augenblicke, um sich mit dem Volke über die Abwendung der Gefahr zu berathen, und ehe noch die Berathung zum Schlusse kam, war das Vaterland verloren, die Schweiz im Besitze der französischen Armee, und ihre alten Bünde in eine helvetische Republik umgewandelt.

Die französische Oberherrschaft.

Während dieser Zeit trat die Berner-Aristokratie vom politischen Schauplatze ab, um nach 4 Jahren von Neuem aufzutreten, und zwar ohne durch ihre herben Erfahrungen weiser geworden zu sein

Der erste Konsul der französischen Republik beschloß, die in der Schweiz als Besatzung zurückgebliebenen Truppen zurückzuziehen, und fragte das helvetische Direktorium an, ob dieß ohne Gefahr für die Ruhe des Landes geschehen könne, was dieses bejahte, indem es dem ersten Konsul seine Verfügung verdankte Hätte die Berner-Aristokratie das gemeine Wohl vor ihrem eigenen beherzigt, so würde sie ihr Möglichstes gethan haben, um vereint mit dem Direktorium die Absicht des ersten Konsuls, einen Grund zur Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten zu finden, zu vereiteln, den Bürgerkrieg zu vermeiden, und sich mit den die Schweiz zerfleischenden Parteien über eine dem Vaterlande zusagende

Verfassung zu verständigen. Allein sie war solcher Selbstaufopferung nicht fähig; sie war es, welche der helvetischen Regierung Schwierigkeiten bereitete, und dem ersten Konsul den Anlaß darbot, die Schweiz unter sein Joch zu beugen. Glücklicher Weise war dasselbe kein gar schweres. Der erste Konsul wollte die Schweiz weder Frankreich einverleiben, noch als erobertes, für sich bestehendes Land behandeln, sondern sie nur zum befreundeten Nachbarn haben. Zu dem Ende wollte er sie in einen Zustand versetzen, der, wo möglich, die Volksmasse und die früher politisch bevorrechteten Stände befriedigen sollte. Er berief dazu unter dem Namen einer Consulta zahlreiche Ausgeschossene der verschiedenen Ansichten nach Paris, um die Wünsche und Bedürfnisse der Schweizer einzuvernehmen.

Nach langen unter diesen Ausgeschossenen gepflogenen Berathungen kam endlich ein engerer Ausschuß derselben von 10 Mitgliedern, 5 von jeder Partei, der Einheitsmänner und der Föderalisten, zu Stande, mit denen der erste Konsul in einer siebenstündigen Besprechung die Grundzüge seiner **Vermittlungsakte** niederlegte.

In dieser Urkunde sicherte der Vermittler den Schweizern vollkommene Gleichheit der Rechte zu, während er den früher Bevorrechtigten die Aussicht auf Wiedererlangung ihres vorigen Ranges eröffnete, indem vorauszusehen war, daß mit der Wiedereinführung der alten Formen auch das Patriziat in seine frühere Stellung treten, und an die Spitze der Eidgenossenschaft zu stehen kommen werde.

Durch eine solche Vermittlung hoffte der französische Konsul die Schweizer für sich zu gewinnen und zugleich die früher Bevorrechtigten unschädlich zu machen.

Ersteres gelang besser als Letzteres. Nur eine Uebermacht, wie sie damals der Vermittler besessen, konnte ihn vergessen lassen, daß die Aristokratie ihre Vorrechte niemals dem Gemeinwohl opfern, sondern den ersten Anlaß benutzen werde, sich an einer Regierung zu rächen, welche sie derselben beraubt hatte.

Der östreichische Einfluß.

Ungeachtet die Vermittlungsakte, weil sie die Entwicklung der Freiheit begünstigte, den Schweizern während einer zehnjährigen Dauer lieb geworden war, wollte sie dennoch der Berner-Aristokratie vom Augenblicke an nicht mehr behagen, wo ihr ein neuer Hoffnungsstern für Wiedererlangung ihrer frühern Vorrechte aufging.

Als es sich im Jahr 1813 darum handelte, daß die gegen Napoleon verbündeten Mächte auch durch die Schweiz nach Frankreich vordringen sollten, verwendete sich der russische Kaiser bei seinen Alliirten für die Neutralität der Schweizer und die Unverletzlichkeit ihres Gebietes, wofür ihm aber das Berner-Patriziat wenig Dank wußte, indem dasselbe den Einmarsch der fremden Heere, dem Fortbestand der auf freisinnigen Grundlagen beruhenden Vermittlungsakte vorzog, und jenen durch die Umtriebe des berüchtigten Senft-Pilsach begünstigte, seine selbsteingesetzte Regierung umstürzte, und durch den Wiener-Kongreß eine neue Kantonsverfassung gewährleisten ließ, welche unter dem trügerischen Scheine einer Volksvertretung dem Patriziat seine vorige Herrschaft unbedingt wieder einräumte.

Einmal zum althergebrachten Willkür-Regiment zurückgekehrt, wähnte sich das Patriziat desselben sicherer als je, und beging neuerdings alle jene Mißgriffe, welche seinen Fall noch einmal herbeiführen sollten. Es haßte die Oeffentlichkeit und fröhnte geheimer Kundschafterei; es mochte die Wahrheit nicht hören, sondern lieh sein Ohr eigennütziger Schmeichelei, worin am Ende das Grundübel jeder Aristokratie, nämlich der Mangel einer unabhängigen Volksvertretung, gelegen ist.

Die Emanzipation.

So standen die Sachen, als im Heumonat 1830 die verfassungswidrigen Preßordonnanzen der reaktionären Mi-

nister Karls X. die Pariser zur Empörung brachten. Die Berner-Aristokratie, die sich nicht träumen ließ, welche Fortschritte der Zeitgeist und die sozialen Bedürfnisse bereits im eigenen Lande gemacht hatten, sah, wie die eidgenössischen Regierungen überhaupt, die unmittelbar darauf beginnende Bewegung in der Schweiz als eine bloße Folge der französischen an, was, wenn nur von der veranlassenden Ursache die Rede ist, nicht geläugnet werden kann; faßt man aber die obwaltenden schweizerischen Zustände überhaupt ins Auge, und bedenkt man den Eindruck, welcher von der Aufhebung der Vermittlungsakte und der Art und Weise, wie diese geschah, im Schweizervolke zurückgeblieben sein mochte, so darf man sich nicht wundern, wenn der Drang, sich ein größeres Gewicht in Besorgung der National-Interessen beizulegen, welcher bei den Völkern mehr und mehr erwacht, auch bei den Schweizern empfängliche Gemüther gefunden hat.

Wahr ist es, daß dieser Neuerungsgeist andere Schweizerkantone vor den Bernern ergriffen hat, und daß er vielleicht noch später und ruhiger bei uns gewirkt hätte, wenn er nicht durch äußern Einfluß angefacht, und durch innern Widerstand gesteigert worden wäre. So viel ist aber gewiß, daß wenn der Sturm die damalige Berner-Regierung unvorbereitet fand, sie sich die Schuld davon selbst beizumessen hat, indem ihr das unmittelbar vorher zu Ehren der in Bern versammelten Tagsatzung abgehaltene eidgenössische Schützenfest die Augen über den um sie her wehenden Geist hätte öffnen sollen.

Burgdorf und die Schnell.

Nachdem noch vor Ablauf des verhängnißvollen Jahres die beiden, 30 Jahre früher von ihrem Mutterlande abgetrennten Landestheile, die Waadt und das Aargau, nebst andern Kantonen mehr, Verfassung und Regierung geändert hatten, bemächtigte sich der Neuerungstrieb auch des seiner Natur nach ruhigen und bedächtlichen Bernervolkes, und zwar

zuerst und am heftigsten des ihm in jeder Beziehung fremdesten Theiles, des französischen Jura. Während man da und in dem angrenzenden Seelande bereits eine drohende Stellung gegen die Hauptstadt annahm, herrschte im Mittellande, im Emmenthal und im obern Aargau, noch vollkommene Ruhe. Der Stadtrath von Burgdorf, berathen von seinem damaligen Stadtschreiber und Ausgeschossenen im Rathe der CC., nachherigem Sekretär des Verfassungsrathes, Ludwig Schnell, dem ältesten von drei Brüdern dieses Namens, that den ersten amtlichen Schritt, indem er in einer ehrerbietigen Vorstellung die Regierung auf das Geziemendste bat, doch ja die Zeit der Ruhe und Ordnung zu benutzen, um die Wünsche ihres Volkes über die Art und Weise einer allfällig vorzunehmenden Verfassungsreform, die wohl das geeignetste Mittel sein dürfte, dem Vaterlande den Frieden zu erhalten, auf offenem Wege zu vernehmen, und zu dem Ende eine Einladung zu erlassen, wie im Hornung 1798, aber damals zu spät geschah.

Wer sollte denken, daß die Einreichung dieser Bittschrift als eine illegale Maßnahme durch höhere Intervention verhindert, ja dem Stadtrathe kaum die Einfrage gestattet wurde, auf welchem Wege die Stadt Burgdorf der hohen Regierung ihre Theilnahme an der Wohlfahrt des schweizerischen Vaterlandes offen bezeugen, und ihre aufrichtigen Wünsche für die schleunige Anwendung geeigneter Mittel zu Sicherung desselben gegen äußere und innere Stürme darbringen könne.

Auch dieser Einfrage ward keine Folge gegeben, ungeachtet man der Regierung auf vertraulichem Wege die bestimmteste Zusicherung gegeben hatte, daß es um keinen Regimentswechsel, sondern blos um zeitgemäße Abänderung der, gefühlten Bedürfnissen nicht mehr entsprechenden Fundamentalgesetze der Stadt und Republik Bern zu thun sei; die Bittsteller wurden des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit gegen die bestehende Ordnung beschuldigt, und unter Androhung gesetzlicher Ahndung von jedem weitern Schritte abgemahnet.

Ein solches Benehmen unter den obwaltenden Umständen mußte das unter der Asche glimmende Feuer zum Aus-

bruche bringen, und Dank sei es den Leitern jener ersten Bewegung, daß es nicht zum verzehrenden Brande geworden ist!

Das seiner Natur nach bedächtige, nur langsam in Eifer gerathende Bernervolk sammelte sich nun in zahlreichen Ausgeschossenen um das in Burgdorf auf wohlüberlegte Weise aufgepflanzte Freiheitspanier; da holte es Rath, wie es auf ruhiger und sicherer Bahn zu seinem Zwecke: „einer, mit denen der bereits regenerirten Kantone im Einklang stehenden Verfassung gelangen möchte,“ und da fand es in dem zweiten der Brüder, in dem Doktor Karl Schnell, den Mann, welcher ihm seine nur dunkel vorschwebenden politischen Wünsche in dem nachher sogenannten Burgdorferblättchen deutlich formulirte, und in zahlreichen Abschriften (gedruckt konnte und durfte damals nichts werden) den Versammelten mittheilte, welche es in ihren heimathlichen Kreisen zum Gegenstande ihrer Berathung machten und im ganzen Lande verbreiteten.

So kam eine gewisse Uebereinstimmung in den an die Regierung gerichteten Wünsche der Berner zu Stande, welche dieser als Leitfaden zur Beschwichtigung ihres bewegten Landes hätte dienen können, wenn sie denselben hätte berücksichtigen wollen.

Aber leider kehrte hier die alte Fabel von den sybillinischen Büchern wieder. Was die Regierung Anfangs wohlfeilen Kaufes erlangt hätte, kam sie am Ende theuer zu stehen. Als sie sich endlich entschloß, die verschmähten Volkswünsche entgegen zu nehmen, war der dazu geeignete Zeitpunkt schon vorüber, und während man in Burgdorf den am 6. Wintermonat hierüber gefaßten Beschluß noch mit Erleuchtung der Stadt feierte, that man sich in andern Landestheilen bereits zahlreich zusammen, um sich zu entscheidendern Schritten vorzubereiten, und am Platze der Wünsche Forderungen zu stellen.

So wuchsen Mißtrauen und Spannung mit jedem Tage, zumal die Regierung zu Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung allerlei Anordnungen treffen zu sollen glaubte, womit sie die Aufregung nur vermehrte, wie die Einberufung der Milizen, und ihre Verwendung in der Hauptstadt und auf andern Punkten des Landes, wo es bereits zu Auftritten gekommen war, welche für die nächste Zukunft das Schlimmste

besorgen ließen, sofern wenigstens kein Beschwichtigungsmittel ausfindig zu machen wäre. Ein solches fand sich in der Versammlung von

Münsingen.

Noch war der Gesammtkanton niemals durch Ausgeschossene zusammengetreten, und kein allgemeiner Volkswille hatte sich weder über das zu Erstrebende, noch über die Art und Weise, wie es zu erstreben sei, kund gegeben; es schien daher denjenigen, welche zum Gelingen jedes Bestrebens nur moralische Mittel voraussetzten, von der ersten Wichtigkeit, jeden möglichen Zusammenstoß roher Gewalt zu verhindern, und erst nach vorangegangener Einigung der verschiedenen Ansichten im Volke weitere Schritte zu berathen.

Zu diesem Zwecke war es, daß auf den 10. Jenner 1831 eine Versammlung von Ausgeschossenen aus dem ganzen Kanton nach Münsingen verabredet wurde. Diese erschienen ungeachtet eines sehr winterlichen Tages in solcher Anzahl, daß die dortige Kirche sie kaum fassen mochte, unter ihnen mehrere der CC und viele Beamtete der Regierung.

Die Versammlung war keine förmlich bestellte; sie hatte weder Präsident noch Schreiber, und Jedermann redete, wann und was er wollte; auch bestand die Besprechung Anfangs mehr in allgemeinen Aeußerungen über die obschwebenden Verhältnisse, als in einer Berathung über den Zweck der Zusammenkunft und die Mittel, denselben zu erreichen. Später erst wurden förmliche Anträge gestellt, und zwar in sehr verschiedenem Sinne: die Einen wünschten Unterhandlung mit der Regierung, während Andere, namentlich Doktor Karl Schnell, einen Verfassungsrath verlangten, und wenn **ich** in diesem entscheidenden Augenblicke durch die Vergleichung der Aristokratie mit einem wehrlosen Sperling, die möglicher Weise erwachenden Gewaltsgelüste des unwilligen Volkes von ihr abzuwenden gedachte, so habe ich in der That für diesen Dienst wenig Anerkennung geerndtet. Wäre damals ein großartiger Berner-Charakter mit der er-

forderlichen Klugheit, und Festigkeit und mit der Vollmacht der Regierung ausgerüstet, eine die öffentliche Meinung befriedigende Umgestaltung des Bestehenden durchzuführen, aufgetreten, er hätte sich ohne Zweifel der Bewegung bemächtigt, und die Aristokratie, statt ruhmlos abzutreten, wäre durch das wieder gewonnene Zutrauen des Landes gestärkt, in verjüngter Gestalt wieder erstanden!

Ein solcher Charakter fand sich nicht!

Die Regierung legte ihre Gewalt in die Hände des Volkes nieder, vielleicht in der Hoffnung, der Bewegungspartei Schwierigkeiten zu bereiten, und sie in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich von ihr um die Uebernahme des Regiments bitten zu lassen. Ein Verfassungsrath ward einberufen und von demselben innerhalb sechs Monaten eine Verfassung zu Stande gebracht, welche von der großen Mehrheit des Bernervolkes angenommen wurde.

Schon von den Wahlen in den Verfassungsrath fielen manche auf Glieder der abgetretenen Regierung; daß diese nicht angenommen wurden, ließ sich erwarten. Daß aber von den neun Monate später erfolgten Wahlen in den Großen Rath, welche noch weit zahlreicher auf vormalige Regierungsglieder fielen, fast alle ausgeschlagen würden, hätte man nicht denken sollen. Das Volk in seiner damaligen Stimmung wollte nicht selbst regieren; es wollte nur in seinem eigenen, und nicht in Anderer Namen regiert sein. Noch kannte es keine fremden Rathgeber und fühlte nicht jene später erwachten Gelüste nach Ehren und Aemtern; es wollte nur seinen eigenen Haushalt, und zwar am liebsten mit Arbeitern bestellen, welche es unter seinen früheren Herren fände. Diese verkannten aber die ehrenwerthe Gesinnung ihres Volkes, sei es, daß sie es verschmähten, als gleichberechtigte Bürger neben ihren vormaligen Unterthanen zu sitzen; sei es, daß sie hofften, durch das Zurücktreten der tüchtigen, erfahrenen Geschäftsmänner der neuen Regierung die besten Kräfte vorzuenthalten, und sie damit zu lähmen — genug, sie machten von ihrem unbestreitbaren Rechte Gebrauch, und hätten sie nicht später, als sie sich überzeugen mußten, daß die neue

Ordnung auch ohne sie bestand, dieselbe umzustürzen versucht, ihr Abtreten wäre nicht ohne Würde, und gewiß nicht ohne Bedauren erfolgt!

Wer fühlt und glaubt, oder durch Erfahrung und Forschung zur Ueberzeugung gelangt ist, daß eine Vorsehung die Schicksale der Völker wie der Einzelnen lenkt, wird sich in allen Fällen über den Gang der menschlichen Dinge trösten können, wie sehr er auch seiner Erwartung widerspricht: der Verfolg der Ereignisse hat gezeigt, daß jeder Versuch zu einer Annäherung von Stadt und Land so lange am gegenseitigen Mißtrauen scheitern mußte, als der Kelch gegenseitig erlittener Kränkungen nicht bis auf die Hefen geleert, und damit die Ueberzeugung der Unhaltbarkeit veralteter Zustände gewonnen war. Hätte die Regierung, indem sie sich des öffentlichen Zutrauens verlustig erklärte, ihre Gewalt ohne Rückhalt in die Hände des Volkes zurück gegeben, und in würdiger Entsagung alles Weitere der Zukunft anheim gestellt, vielleicht wäre früher geschehen, was nun einmal geschehen muß, wenn die Wohlfahrt des Landes bestehen soll — die aufrichtige Versöhnung zwischen Stadt und Land! Ob diese aber, wenn früher, auch ebenso aufrichtig zu Stande gekommen wäre, ist zu bezweifeln. Durch den Versuch, zu erzwingen, was nur freiwillig geschehen durfte, ward der Eifer, und das Mißtrauen gegen die Stadt mehr als je erregt was die schlimme Folge hatte, daß das Volk anfing, die Stadtberner, wo es konnte, von den Wahlen auszuschließen, und seine Vertreter nicht mehr auf den bloßen Ruf verdienter Ehrenmänner hin, zu nehmen, wo es sie fand, sondern vorzugsweise aus denjenigen seiner Mitbürger zu wählen, mit denen es in nächster Berührung stand, und die sich am besten in sein Vertrauen einzuschmeicheln wußten!

Die Schutzvereine.

Die Freunde der neuen Ordnung hatten noch vor Beendigung des Verfassungswerkes für nöthig erachtet, sich zum

Schutze desselben in einen Verein zusammenzuthun, den sie im Mai 1831 im Casino in Bern unter dem Namen eines Schutzvereins einsetzten und über den ganzen Kanton ausdehnten.

Im Herbstmonat desselben Jahres traten Ausgeschossene des bernerischen Schutzvereines mit einer Anzahl ihrer Freunde aus andern regenerirten Kantonen in Langenthal zusammen, und verabredeten da die Gründung ähnlicher Vereine in ihren Heimathkantonen und die Bildung eines eidgenössischen Schutzvereines unter der Leitung eines Centralkomite [1]).

Die diesem Vereine zu Grunde liegende Idee war, wie sein Name besagt, Schutz der neuen Verfassung gegen ihre Gegner und weitere Entwicklung derselben in der Eidgenossenschaft, nach dem ausdrücklichen Wortlaut seiner Statuten, welche der Oeffentlichkeit übergeben wurden [2]). Die Anstalt verfehlte ihren Zweck nicht; sie vereinigte die Gleichgesinnten, indem sie ihre Gegner in der Acht hielt, und so lange noch Gefahr drohte, so lange es galt, eine kompakte Aristokratie zu bekämpfen, oder sie für die neue Ordnung zu gewinnen, und den Schwerpunkt wieder an seinen Ort zu rücken, herrschte vollkommenes Einverständniß in den Schutzvereinen. Erst nachdem die Verfassung und die neue Regierung Wurzel geschlagen, Ruhe und Ordnung zurückgekehrt, und die Gegner der Demokratie in den Hintergrund getreten waren, ließen sich jene gefährlichen Zwittergeschöpfe herbei, welche sich nie an den Gefahren einer Unternehmung betheiligen, aber sogleich auftauchen, wenn es darum zu thun ist, deren Früchte zu theilen, wahre Schmarotzer, deren Taktik darin besteht, im Genusse des öffentlichen Vertrauens stehende Personen durch Verdächtigung daraus zu verdrängen, um sich selbst in dessen Besitz zu setzen.

[1]) Volksfreund, Jahrgang 1831, Nr. 61.

[2]) Ebendaselbst Nr. 29.

Erneuerung des Schweizerbundes.

Nachdem in Folge des Zusammentretens jener Freunde einer politischen Regeneration der Schweiz in Langenthal, in 8 Kantonen Schutzvereine errichtet worden waren, versammelten sich am 23. Oktober 1832 Ausgeschossene derselben in Schinznach, um über ihre bisherige Wirksamkeit zu berichten und über eine zukünftige zu berathen. Die Frage, um welche sich zu jener Zeit die ungetheilte Aufmerksamkeit der Eidgenossen drehte, war natürlich die: Wie können die freisinnigen Grundsätze, welche in den regenerirten Kantonen durch die Mehrzahl ihrer Bürger zum Grundgesetz angenommen worden sind, auch in den übrigen Kantonen zur Geltung, und mit der Bundesakte in Einklang gebracht werden.

Diese Frage, so folgereich sie für die Eidgenossenschaft auch war, wäre gewiß ohne Schwertstreich gelöst worden, wenn sie von den Schweizern, diesen 500jährigen republikanischen Bundesgenossen, allein ausgefochten worden wäre! Hatte doch der größte Kanton den größten Widerstand überwunden, ohne daß Jemand ein Haar gekrümmt worden wäre! Trugen denn die Berner oder die Züricher irgendwelchen Groll gegen ihre alten Bundesgenossen der Waldkantone im Herzen? Oder sahen die Bewohner des Aargau's oder der Waadt ihre Regierungen und die Tagsatzung für Despoten an, gegen die man deutsche Handwerksburschen oder italienische Banditen zu dingen genöthigt wäre? Nein, die Schweizer hätten nie vergessen, daß Alles, was sie von den süßen Früchten der Freiheit zu kosten bekamen, sie sich gegenseitig zu danken haben, und daß nur der schwärzeste Undank Freiheit mit Zwang vergelten kann.

Die Nationalvereine.

Es wird Niemand glauben, daß die Schutzvereine ihre politischen Grundsätze anders als durch moralische Mittel

durch Rede und Schrift, geltend zu machen suchten; und so lange Schweizer sich dieser Mittel bedienten, haben sie zu keinem Mißbrauch geführt.

Aber unglücklicher Weise war damals, wie leider fast zu allen Zeiten, die Schweiz die Schleuße, durch welche sich die politische Hefe aller Nachbarländer entleerte; besonders befanden sich viele vertriebene Deutsche, meist verkommene Literaten, in Zürich, die sich berufen glaubten, den Schweizern ihren Haushalt ordnen zu helfen, wenigstens sich mit unverschämter Zudringlichkeit darein mischten; die politischen Vereine in der Schweiz, stets verlegen, Herausgeber für ihre Blätter zu finden, meinten ein gutes Werk zu thun, wenn sie diesen müßigen Fremdlingen ein Geschäft überließen, für das sie selbst weder Zeit fanden, noch Lust und Geschick fühlten, ohne zu bedenken, wohin ein solches Zutrauen führen dürfte, und wirklich geführt hat.

Man vergleiche mit Aufmerksamkeit den Geist, welcher vom Jahre 1831 bis 1834 die helvetische und die eidgenössische Gesellschaft belebt hat, und die Sprache, welche ihre damaligen Organe geführt haben, mit demjenigen, welcher später in die zu Nationalvereinen gestempelten Schutzvereine und ihre Blätter, den „schweizerischen Republikaner“ und „Beobachter“, gefahren ist, so wird man sich überzeugen, daß es um die Mitte des Jahres 1834 war, wo ein unheimlicher, im Finstern schleichender Dämon sich unserer Angelegenheiten bemächtigt, die Schweizertreue und Offenheit verdrängt, und tückisch nur auf den Augenblick gelauert hat, wo er mit roher Gewalt erzwänge, was ihm freiwillig nicht gewährt würde.

Der erste Schritt zu einer Spaltung der bisher einträchtigen Vereinsgenossen in zwei Lager und zum Ablenken von der bis jetzt befolgten gesetzlichen Bahn war der Aufruf des Centralkomite des eidgenössischen Schutzvereins in Luzern an die Kantonal-Schutzvereine zu allgemeiner Bewaffnung [1]. Nicht nur der Name des Vereins erscheint verändert, sondern auch sein Zweck; man beschränkt sich nicht auf den

---

[1]) Volksfreund von 1834, Nr. 39.

Schutz unserer neuen Verfassungen, man sucht im Gegentheil Verwicklungen mit dem Auslande, man freut sich des Haders und fordert ihn trotzig heraus.

Wenn auch Schweizer den Aufruf unterschrieben, erdacht haben sie ihn nicht; ich behaupte es um der Schweizer Ehre willen! In welchem verbrannten Gehirn der erste Gedanke entsprungen ist, und in welchem verdorbenen Herzen er zuerst Wurzel geschlagen hat, der den Anschluß unseres Vaterlandes an die schwarzen Pläne einer allgemeinen Verschwörung veranlassen konnte, dürfte am ersten die aufmerksame Durchsicht des Berichtes [*]) über die am 26. Hornung 1834 in Zofingen stattgehabte Generalversammlung der eidgenössischen Schutzvereine offenbaren, wo ich mich vergeblich bemüht habe, meine Freunde aus den Schlingen der deutschen Demagogen zu ziehen — sie und ihr Vaterland wurden das Opfer der verruchtesten Ränkesucht.

Es mag genügen, hier nur auf die zuerst erscheinenden Fäden jenes Gewebes hinzuweisen, womit wir, wie die Fliege von der Spinne, umwoben sind; da es mir um nichts Anderes zu thun ist, als denjenigen meiner Mitbürger, welche sich des Elendes bewußt sind, in das uns gewissenlose Intriganten geführt haben, die Ursachen desselben nachzuweisen, und damit zugleich die Mittel an die Hand zu geben, ihm abzuhelfen, so habe ich nicht nöthig, tiefer ins Einzelne einzutreten, und weder von mir, noch von Andern ein Wort mehr zu sagen, als zur Sache gehört.

Einige Monate nach jenem Aufrufe des luzernischen Centralkomite zur Bewaffnung der Nationalvereine versammelten sich ihre Ausgeschossenen auf der Platte in Zürich, nun schon ganz im Geiste des Nationalkomite, mit Ausnahme jedoch des größern Theils der Berner-Abgeordneten, welche bei den Statuten des Schutzvereins zu verbleiben wünschten. — Das war der erste Keim der Spaltung in den bernischen Schutzvereinen, die sich von da an in die **Nationalen** (später **Radikalen**) und die **Liberalen** theilten.

---

[*]) Der Bericht kam im Druck bei Herrn Langlois in Burgdorf heraus.

Die Propaganda.

Ich wußte nun, mit wem ich es zu thun hatte, und wenn ich es nicht gewußt hätte, so hätten mich die Beschlüsse auf der Platte, die verdächtigenden Artikel des Republikaners gegen Bern und einige vertrauliche Mittheilungen, welche irrthümlicher Weise an mich gelangten, völlig enttäuscht. Ungeachtet dieses letztern Umstandes habe ich aus Abscheu gegen jeden Verrath bis auf diesen Tag tiefes Stillschweigen über diese Mittheilungen beobachtet, und noch heute werde ich ohne Nennung der Betreffenden nur dasjenige davon erwähnen, was zum Beweise meiner Angaben gehört.

Eines Abends trat einer meiner Bekannten mit einem Unbekannten in mein Zimmer in Bern. Nachdem sich der Letztere genannt, und ehe ich zum Wort kommen konnte, als einen Eingeweihten des ***Bundes ausgegeben hatte, bot er mir, Namens desselben, auf zuvorkommende Weise die hohe Charge an, die soeben durch den Austritt eines mir bestens bekannten Kollegen ledig geworden war. Ich entschuldigte mich mit meiner völligen Unbekanntschaft mit allen berührten Verhältnissen, und bedauerte, seine Eröffnungen angehört zu haben, indem ich ihn zugleich meiner Verschwiegenheit versicherte, da er etwas stutzig zu werden schien, und sich sogleich verabschiedete.

Nicht lange nachher meldete sich ein Pole bei mir, ein Mann, aller Sprachen mächtig, und von den besten gesellschaftlichen Formen. Er gab vor, meine Bekanntschaft, als eines Freundes seiner in der Verbannung herumirrenden Landsleute, machen zu wollen, und wünschte von mir zu vernehmen, ob sich wohl von hier ein Ausweg für die dahin Verirrten finden ließe; dabei erzählte er mir, er komme soeben aus England, wo er bei mehreren Volksversammlungen zu Gunsten seiner Landsleute gesprochen und große Theilnahme gefunden habe; ihr Heil hänge gegenwärtig hauptsächlich davon ab, wo man die ihrer Reise entgegeneilende allgemeine Völkererhebung am sichersten begönne. „Mein Herr!“ entgegnete

ich erschrocken, „hoffentlich bei Uns nicht! Uebrigens frage ich Sie, glauben Sie sich denn hier sicher, mit solchen Aufträgen in der Tasche?“ „O ja,“ erwiderte er lachend, „dafür ist gesorgt; lesen Sie diese Papiere. Sie mögen übrigens von der Sache denken, wie Sie wollen, so werden Sie mich wenigstens nicht verrathen, und somit leben Sie wohl, wir sehen uns bald wieder!“ In der That, sah ich ihn noch einigemal, ohne ihn zu verrathen; daß er aber ein Agent der Propaganda war, und es ohne Zweifel noch ist, und zwar von der feinern Sorte, dessen habe ich mich mit eigenen Sinnen überzeugt. Das Wichtige hiebei ist jedoch das: Es existirt eine Propaganda in der Schweiz, und viele Schweizer sind ihr verfallen.

Auf dem Freischießen in Zürich, das mit der Tagsatzung und der Versammlung auf der Platte zu gleicher Zeit stattfand, fragte mich ein etwas vorlauter Bekannter, was ich von dem Vorhaben des Schützenvereins, die Tagsatzung aufzuheben, halte? Worauf ich ihm erwiderte: daß ich davon noch gar nichts gehört hätte, aber jedenfalls sehr bedauern müßte, wenn man auch nur einen Gedanken an ein solches Bubenstück gehabt habe. Was an der Sache war, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß die Leiter des Nationalvereins eine Volksversammlung auf dem Kräuel, jener Wiese, wo nach dem Aufstande am Zürchersee die letzten politischen Opfer gefallen waren, abhielten, und die Regierung von Zürich Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte.

Der Steinhölzlihandel und die Polen.

In Bern hatte mittlerweile jener politische Fastnachtsspuck im Steinhölzli stattgefunden, welchen die Regierung als einen bedeutungslosen Handwerksgesellen-Aufzug beurtheilte, während der östreichische Gesandte für den seiner Regierung angethanen Schimpf von der Tagsatzung Genugthuung forderte. Es war nahe daran, daß diese erbärmliche Mummerei einen Riß in die Tagsatzung gemacht hätte, weil Zü-

rich, das bereits tiefer in den Zusammenhang aller bei uns angezettelten Ränke blickte, Nachgiebigkeit gegen Oestreich verlangte, Bern hingegen, über den wahren Sachverhalt irre geführt, und des Ehrenpunkts wegen nicht nachgeben wollte.

Die Tagsatzung wußte sich nicht anders zu helfen, als Bern die Sache auf eigene Rechnung ausfechten zu lassen, was durch das berüchtigte Memorandum geschah, welches die fremden Intriganten Jahre lang für ihre Zwecke ausbeuteten.

Eine ähnliche Erledigung erlitt auf der Tagsatzung auch die Polensache. Zürich und das Ausland wußten längst, was Bern noch nicht ahnte, daß auch der Einfall der Polen in den Kanton Bern im Zusammenhange mit den übrigen Umtrieben der Propaganda stand. Diese verzweifelten Flüchtlinge sollten bei dem allgemeinen Völkeraufstand als Vorkämpfer dienen; es war also von größter Wichtigkeit, denselben einen Ausweg aus der Schweiz zu verschaffen, wenn sie nicht so lange bei uns zuwarten sollten, bis sie den gastfreundlichen Schweizern ihr Asyl mit Mord und Brand hätten vergelten müssen. Ich erfuhr diese Dinge in Zürich auf der Tagsatzung des Jahres 1834 von meinem als Opfer seiner Biederkeit gefallenen Freunde Hegetschweiler, welcher mir bei Anlaß der Anstellung einiger deutschen Professoren an der Hochschule von Bern im Vertrauen eröffnete, daß Zürich keinen Grund hätte, Bern um jene Acquisition zu beneiden, daß er im Gegentheil mich und meine Regierung vor diesen Leuten warne, welche, wie sie Zürich belogen und betrogen hätten, auch Bern mißbrauchen werden.

Die Sache bedarf keiner weitern Erläuterung, die Erfahrung hat gesprochen.

Der „schweizerische Republikaner", das Hauptblatt der Propagandisten, benutzte nun die erwähnten Vorgänge, besonders den Steinhölzlihandel, um die Regierung von Bern des Einverständnisses mit Frankreich zu verdächtigen, und zwar that er dieses in seinem Aufsatze „die Parteien in Bern" auf eine so freche und niederträchtige Art, daß ich mich bewogen fühlte, in einem Gegenartikel, unterzeichnet „Helvetus" diese deutsche Unverschämtheit nach Verdienen abzufertigen, in der Hoffnung, die Getroffenen Laut geben zu machen.

Dieß geschah auch, aber nur von ein paar vorgeschobenen Jung-Micheln, die alten Füchse blieben im Versteck. Wie zu erwarten, mischten sich nun auch die von jeher auf Bern eifersüchtigen Züricher in die Fehde, und der „Schweizerische Constitutionelle" schimpfte ärger auf Schultheiß Tscharner und die Schnell, als selbst der Republikaner. Ich erließ auf dieses hin, um einmal dem Streit ein Ende zu machen, folgende Erklärung und Widerlegung im Volksfreunde:

„Die Umtriebe einiger Freibeuter und wahnsinniger Ruhestörer, welche den Schweizerischen Republikaner zu ihrem Organ gewählt haben, hören nicht auf; Helvetus hat vergeblich gewarnt; die Verlästerungen gegen Bern, die Untergrabung alles Zutrauens der Eidgenossen zu ihrem künftigen Vorort, die Verläumdung seiner Magistrate, als wären sie unter französischem Einflusse, machen fortwährend die, wahrlich eines schweizerischen Republikaners unwürdige Aufgabe jenes Blattes; Helvetus ruft nun am Schlusse des Jahres seinen lieben Schweizer-Mitbürgern eine freundliche Warnung zu, beruhigt, seine Bürgerpflicht erfüllt zu haben, wenn er, reinen Herzens, Wahrheit und Recht am Platz schnöder Verläumdung und schwarzer Umtriebe zu verbreiten nach Kräften versucht hat.

Die Vorwände, deren sich der Republikaner bedient, um Bern in den Augen der Eidgenossenschaft herabzuwürdigen, sind hauptsächlich zwei: Er tadelt zuerst die Regierung von Bern, daß sie einige freche Spießgesellen, die sich auf eine höchst ahndungswürdige Weise gegen die bestehende Ordnung und die sie handhabenden Beamten verfehlt hatten, fortgewiesen hat. Freilich, die Regierung hätte diese Ruhestörer auch anders bestrafen können; sie hätte sie einsperren oder abprügeln lassen können, um dem Republikaner den Scheinklagegrund zu benehmen, man habe seine, unter Bernischem Asylrecht stehenden Schützlinge fortgewiesen und damit den deutschen Agenten und ihren Zumuthungen Folge geleistet; das wird zugegeben; allein es ist eine ungereimte Zumuthung an die Regierung von Bern, Fremdlinge bei sich zu behalten, die nicht nur ruhige Bürger in ihren eigenen Wohnungen beleidiget, ja selbst

geschlagen, sondern die bei daherigem Einschreiten der Polizei, jede dem Gesetz und den Beamten schuldige Achtung verletzt und sogar der Regierung schriftlich und aktenmäßig angedroht haben, sie auf alle Weise bei ihrem Volke verdächtigen und untergraben zu wollen; ein Benehmen, das gewiß kein Mensch entschuldigen wird, als vielleicht der Republikaner, der besser wissen mag, als wir Schweizer, aus welchen Absichten und zu was für Zwecken seine, mit deutschen Ministerialpässen versehenen Herren Landsleute ihre Dreistigkeit und Unverschämtheit gegen Bern auf's Aeußerste getrieben haben. Genug, die Regierung von Bern fand es angemessener, solch' verdächtiges Gesichte über die Grenzen zu spediren, und wir Bernische Bürger, die wir neben unserer Freiheit, Ruhe und Ordnung über Alles lieben, wissen ihr Dank dafür; daß es dem Republikaner einen Scheingrund zur Verdächtigung Bern's gab, bedauern wir, und noch mehr wird es der Republikaner beklagen, wenn der glücklich gefundene Grund nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen, sondern Bern reiner als der Republikaner aus dem Handel hervorgehen sollte, was wir, nach getreuer Darstellung der Sache, die Eidgenossen selbst entscheiden lassen wollen.

Der andere Verdächtigungsgrund des Republikaners gegen die Regierung von Bern, ist der Erlaß der beiden Zuschriften an die schweizerischen Geschäftsträger in Wien und Paris, worin Bern jene eidgenössischen Beamten in offizielle Kenntniß dessen setzen wollte, was in der Schweiz zwischen den fremden Agenten und den schweizerischen Regierungen, namentlich der Bernischen, vorgefallen war, was freilich ganz überflüssig gewesen wäre, wenn der Vorort in seiner Stellung und Pflicht erachtet hätte, dieses im Namen der einzelnen, beim Auslande nicht akkreditierten Kantonalregierungen, zu thun. Allein der Vorort fand es bequemer, auf die einseitigen Vorstellungen der Agenten, das Benehmen Berns zu tadeln, als es in den Augen ihrer Herren und Meister, der deutschen Fürsten, zu rechtfertigen, und so kam es, daß die Schweizerischen Geschäfts-

träger in Wien und Paris nicht einmal einfache Nachricht, geschweige amtliche Kenntniß von den Begebenheiten in unserm Vaterlande erhielten, ein Umstand, der sie wahrlich zu gegründeten Beschwerden veranlassen, die Bernische Regierung hingegen, als die zunächst Betheiligte, in die Nothwendigkeit versetzen mußte, durch eine aktenmäßige Darstellung des Vorgefallenen, dasjenige nachzuholen, was der Vorort in seiner Befangenheit für diplomatische Einflüsterungen und in seinem Eifer gegen Bern zu thun versäumt hatte.

So entstanden jene beiden Zuschriften an die Geschäftsträger in Wien und Paris, über die so vieles geschrieben und gefaselt wurde, ohne nur bei kaltem Blute zu untersuchen, was ihr Inhalt sei. Denn was sagen eigentlich jene Zuschriften? Nichts mehr und nichts weniger, vielleicht mit etwas andern Worten, als was die Bernische Gesandtschaft im Schooße der Tagsatzung von 1834 zu Protokoll erklärt hatte, daß die Bernische Regierung in steter Erfüllung ihrer völkerrechtlichen Verpflichtungen niemals dulden werde, daß von ihrem Gebiete aus durch planmäßig organisirte Verbindungen der Friede und die Ordnung ihrer Nachbarstaaten gestört, sondern daß sie sich stets bestreben werde, jeden begründeten Anlaß zu Mißhelligkeiten zwischen freundnachbarlichen Völkern aus dem Wege zu räumen, daß sie sich aber bis anhin keines solchen Anlasses oder dessen Nicht-Wegräumung bewußt sei und daher erwarte, daß alle daherigen Mißverständnisse und damit veranlaßten Plackereien von Seite des Auslandes und seiner Agenten in der Schweiz aufhören werden.

Ist das nicht die Sprache, die aus dem Gefühle der Unschuld und des Rechts hervorgeht, und mußte nicht die Regierung von Bern diese Sprache führen, wenn sie sich auf ihren wahren Standpunkt stellen und jedem Angriff mit ruhigem Gemüthe entgegensehen wollte, der von außen oder innen, mit Noten oder Bajonetten auf sie gemacht werden konnte und noch kann, wenn sie nicht fest entschlossen allen Umtrieben entgegentritt, die geflissentlich

und unbewußt, durch Fremde und Einheimische, in Rede und Schrift täglich gegen unsere Freiheit angezettelt werden, aber gewiß sogleich aufhören würden, wenn Bern wäre, wofür es der Republikaner ausgeben möchte, eine gehorsame Dienerin fremden Einflusses.

Eidgenossen! der Vorort Bern will Euere Rechte und Freiheiten, Eure Ehre und Unabhängigkeit kräftig wahren und schützen, aber, um dieses zu können, muß er sich mit dem Panzer des Rechts und dem Schwerdte des Glaubens anthun! diese Waffen geben nicht einzelne Prahler, nicht einzelne Raufbolde und Haudegen! nein, sie liegen tief verborgen in dem allgemeinen Gefühl erlittenen Unrechts; sie liegen in der Begeisterung einer N a t i o n, solches Unrecht in der entscheidenden Stunde auszusühnen! Noch hat diese Stunde nicht geschlagen. Darum, Brüder, wachet und betet! H.

Weit entfernt, daß die Verdächtigungen hierauf geschwiegen hatten, gingen sie jetzt aus dem Schweizerischen Republikaner von Zürich in den Schweizerischen Beobachter nach Bern über, wo die beiden Blätter eine systematische Verfolgung gegen die Brüder Schnell, als ihre erklärten Gegner, begonnen.

Die Berner-Schutzvereine hatten auf den 10. Jenner 1835 eine Erinnerungsfeier an den Tag von Münsingen im Löwen daselbst veranstaltet; der Anlaß schien geeignet, auf die drohende Trennung der Nationalen von den Liberalen aufmerksam zu machen, was ich in folgendem Vortrage that:

„Wenn schon die Frage des Verfassungsrathes im Allgemeinen entschieden ist, so läßt sich doch über das W e n n und W i e unendlich Vieles und gewiß Wichtiges anbringen, und ich erlaube mir, namentlich d a r a u f aufmerksam zu machen, daß sich sehr wahrscheinlich über die Art und Weise, wie der Verfassungsrath einzuleiten und aufzustellen sei, zwei wesentlich verschiedene Ansichten in der Schweiz geltend machen werden: die Ansicht der N a t i o n a l e n, welche die Schweizer schon jetzt als Eine Nation betrachten und sie auch als solche auftreten lassen wollen, im Gegensatz der **K a n t o n a l e n**, welche die Eidgenossen als ver-

schiedene Völkerschaften betrachten, die erst jetzt ihre Geneigtheit zu einer mehreren oder minderen Verschmelzung durch ihre verfassungsmäßigen Repräsentanten freiwillig auszusprechen haben. Die erstere Ansicht verdient, soferne sie auf keinem verfassungsmäßigen Wege und durch keine solche Organe durchgeführt werden kann, eher den Namen einer revolutionären, als die letztere, welche als durchaus konstitutionell anzusehen ist, womit indeß keineswegs gesagt sein soll, daß mir der erste Weg unter allen Umständen verwerflich scheint, sondern nur, daß mir unter gegebenen Umständen der konstitutionelle Weg sicherer, klüger, freier, und deßwegen auch edler vorkommt, als der revolutionäre, der, abgesehen davon, daß er den Eidgenossen selbst mehr Zwang anthut, unser Vaterland auch gegen das Ausland mehr gefährden könnte, weil aller Wahrscheinlichkeit nach damit noch andere Plane in Verbindung stehen, auf welche der unabhängige Schweizer lieber nicht eingehen mag. Ist auch der konstitutionelle Weg der langsamere, und nicht alle gegenwärtigen Mitglieder der Großen Räthe der Sache gleich geneigt, so steht ja den Eidgenossen frei, ihre Räthe auf verfassungsmäßigem Wege so zusammenzusetzen, wie sie es der Sache angemessen erachten; kein Großrath, und ich am allerwenigsten, wird es meinen Konstituenten verübeln, wenn sie mich, gutfindenden Falls, je eher je lieber durch einen geeigneten Mann ersetzen; es bedarf dazu keiner Verdächtigung und keiner geheimen Umtriebe, man mag sich über den einzuschlagenden Weg und die dazu schicklichen Personen nur ganz frei und offen aussprechen, Jedermann bleibt es alsdann unbenommen, mitzumachen oder sich zurückzuziehen. Wenn übrigens je Hoffnung gewesen ist, auf dem kantonalen Wege bald zum Ziele zu gelangen, so ist es jetzt, wo sich die Großen Räthe von St. Gallen und Zürich bereits, nach dem Beispiele Berns, für den Verfassungsrath ausgesprochen haben."

Mein Bruder Karl zog vor, seine Besorgnisse in folgender an die in Münsingen versammelten Freunde der Frei-

heit und der bestehenden Ordnung gerichteten Zuschrift auszusprechen:

Wenn Ihr Euch, wertheste Mitbürger! am vierten Jahrestage jener, für unsere öffentlichen Angelegenheiten so folgereichen Versammlung in Münsingen, am nämlichen Orte und zu ähnlichen Zwecken versammelt befindet — wenn Ihr froh und zufrieden mit dem Gange, den unsere Bemühungen um die bürgerliche Freiheit bisher genommen haben, dankbar Euch jenes guten Geistes erinnert, der damals die Tausend Abgeordneten des Berner-Volks beseelte; wie nur Eine Stimme war, das zu erringen, was wir nunmehr erlangt, die Entvogtung eines der Freiheit werthen, auf unverantwortliche Weise niedergehaltenen Völkleins — so vergesset nicht, biedere Freunde! daß es leichter ist, ein Gut zu erringen, als dasselbe zu bewahren, daß leichter ein Sieg erfochten, als gehörig benutzt wird. Bedenket, daß Ihr im Gefühl dieser Wahrheit die Schutzvereine gestiftet, und daß vielleicht eben jetzt der Augenblick ihrer Aufgabe herannaht!

Freunde! Einer Eurer Mitbürger, der über seine Handlungsweise Euer Urtheil nicht scheut, dessen Herz derjenige kennt, welcher die Nieren prüft, und der einen wärmern Antheil an Euerm Wohle nimmt, als man ihm verzeihen kann, fühlt sich gedrungen, in der Ungewißheit, ob er sich in Eure Mitte begeben wird, seine Ahnungen und Besorgnisse für die Zukunft Euch schriftlich mitzutheilen und Eurer Berathung zur Vorsicht zu unterlegen.

Bis jetzt waren wir so glücklich, vereint unserm gemeinsamen Ziele, der Freiheit nachzustreben; alle fühlten wir, daß wir Dasselbe wollen und wünschen, daß wir nur vereint sicher und glücklich unsern Zweck erreichen. Wir hatten nur Einen Feind, den Feind der Freiheit, dessen Sache so schlecht und dessen Waffen so stumpf waren, daß wir leicht über ihn triumphirten. Auch jetzt noch ist dieser Feind nicht zu fürchten, selbst wenn er, statt wie bisher offen aufzutreten, nunmehr die Larve der Heuchelei und des Betruges vor's Gesicht nimmt. Wer sollte nicht auf den ersten Blick in dem Treiben unserer Feinde, der Mitglieder des Trutzvereins, das Bestreben erkennen, unter Vorspiegelung größerer Freiheiten, mittelst un-

mittelbarer Wahlen, die bestehende, von ihnen als zu freisinnig verworfene Verfassung umzukehren, und die damit nothwendig entstehende Unordnung zu neuer Unterjochung zu benutzen. Wer wird nicht merken, daß nur von Feinden der Freiheit Besorgnisse gegen die Schutzvereine der Freiheit gehegt werden können? Wer wird glauben, daß von den ärgsten Trunkenbolden im Lande aufrichtige Wünsche an die Regierung gelangen werden, dem Laster des Trunkes zu steuern? Wer wird zweifeln, daß das Unterschriftensammeln unserer Feinde nur ein Mittel sei, das Häuflein ihrer Getreuen kennen zu lernen? Wer wird nicht darin den Vorwand gewahr, auch ihrerseits Vereine gegen die Freiheit und gegen das Bestehende zu errichten, sowie die Schutzvereine für dasselbe bestehen? Wer hierüber den mindesten Zweifel hegt, lese nur die Namen der Unterschriebenen nach; wenn er nicht darunter die gehässigsten der ehevorigen Unterdrücker mit ihren Kreaturen, einigen Verführten vom Lande und dem weggeworfensten Pöbel verzeichnet findet, so möge er an die Aufrichtigkeit der geäußerten Wünsche glauben! Wir, unsererseits, wissen wohl, was wir von diesem Otterngezüchte zu erwarten haben! Weit entfernt, uns davor zu entsetzen, wollen wir dem Himmel danken, daß solche Leute gewöhnlich eben so dumm als schlecht, und wie die Klapperschlangen, ihre bösen Absichten selbst zu verrathen von Natur gezwungen sind.

Hier also liegt die Gefahr nicht; mögen immerhin diese Heuchler und Betrüger einen Theil des Volkes berücken, weit geht dies auf keinen Fall; zieht man von den Unterschriebenen die bekannten Regierlustigen aus der Hauptstadt ab, ferner alle Bevogteten, Geldstager, Kriminalisirten, Blödsinnigen, Minderjährigen, und endlich die bezahlten und erschlichenen Unterschriften, so bleibt von Verführten oder aus eigener beschränkter Ueberzeugung Handelnden eine gar kleine, beinahe unmerkliche Zahl übrig, die noch dazu am Gewicht nicht viel besser ausgibt, als gezählt: sollte sothane Mannschaft sich je gelüsten lassen, ihre Trutzvereine gegen unsere Schutzvereine aufmarschiren zu lassen, so mag sie kommen, wir wollen sehen, wer den andern wirft — wir dürfen uns

jeden Falls mit dem Gedanken trösten, daß es für unsere Gegner nicht Schade sei.

Die Gefahr, vor der ich Euch, meine Freunde! warnen möchte, liegt vielmehr in der, vielleicht ungegründeten Besorgniß, man gehe damit um, uns untereinander zu entzweien, absichtlich oder aus Unverstand, ich will es nicht entscheiden — genug, der Versuch kommt von einer Seite her, von der man ihn nicht hätte erwarten sollen — er kömmt nicht von unsern Feinden, er kömmt von falschen Freunden! Ich will es versuchen, Euch die Erscheinungen anzugeben, die mich bestimmt haben, an diesen Plan zu glauben, und Euch zugleich erklären, warum ich denselben, wenn nicht für gefährlich, doch nicht für unschädlich halte.

Schon seit bald drei Jahren hat sich eine gewisse Partei unabläßig und auf jegliche Weise bemüht, den republikanischen Grundsätzen, die nach und nach in den meisten Schweizerkantonen beliebt wurden, auch bei den Schweizern, als Einer Nation, Eingang zu verschaffen. Diese Partei sprach sich sehr deutlich in mehreren Volksversammlungen in Zürich, Zofingen, Schinznach, Richterswyl und andern Orten aus; sie sprach sich eben so in den liberalen Blättern, im Republikaner ganz besonders, aus, und nicht weniger in den Großen Räthen der regenerirten Kantone, ja sogar in der Tagsatzung. So lange diese Partei einzig auf dem Wege der Ueberzeugung für ihre Sache zu wirken für angemessen erachtete, so lange sie ächt schweizerisch, offen und bieder ihren Zweck verfolgte, mußte ihr gewiß jeder freisinnige Schweizer Gedeihen wünschen und man darf es wohl sagen, alle liberalen Kantonsbürger waren auch liberale Schweizer.

Leider gefiel dieser edle, freilich etwas langsamere, dafür aber sichere Weg unsern Schweizer-Republikanern nicht auf die Dauer; sie verloren die Geduld, als sie die Bedächtlichkeit sahen, womit die schweizerischen Regierungen und das schweizerische Volk die Verbesserung des Schweizerbundes und die Aufstellung eines eidgenössischen Verfassungsrathes zu diesem Zwecke beriethen, und jetzt fingen unsere Republikaner von schweizerischen Volksversammlungen und von Mitteln und

Wegen zu schwatzen an, die in der That den liberalen Schweizern aller Kantone, besonders aber denen von Bern, nicht recht gefallen wollten. Indeß würden sich die, in ihren Ansichten über die Mittel zum Zweck zu gelangen, etwas voneinander abweichenden Schweizer immer wieder verständigt haben, wie die Platten-Versammlung in Zürich und der Zofinger-Verein deutlich bewiesen haben, wenn sich jetzt nicht, zum Unglück für die Freiheit, fremde Elemente, verunglückte Republikaner aus allen Winkeln der Erde in unsere Sache gemischt, sich in die offenen vaterländischen Vereine gedrängt und an die Redaktion ihrer Blätter gestellt hätten. Von diesem Augenblicke an entarteten die freien, offenen Schweizervereine zum Theil in fremdartige, geheime Verbindungen, von denen aus die Welt republikanisirt werden sollte, ohne Rücksicht, ob die Moralität des französischen und italienischen Volkes, die Intellektualität der Polen und die Servilität der Deutschen zur Zeit solche Regierungsformen vertragen oder nicht; ohne Rücksicht, ob durch derlei Befreiungsversuche das schweizerische Vaterland und die schweizerische Freiheit gefährdet werden könnten oder nicht, und ohne Rücksicht, ob die Mittel und Wege, die man einzuschlagen gedachte, dem geraden Schweizersinne angemessen seien oder nicht. Von jetzt an änderten die Organe jener Verbindungen, die öffentlichen Blätter, ihre Sprache; an Platz offener und freier Ueberzeugung trat Verdächtigung und Verläumdung anerkannt patriotischer Männer und Magistrate. Sobald Bern's Regierung, Unrath witternd, einige deutsche Spione fortwies, erdreistete sich einer ihrer Schutzpatrone, diese Regierung eine von den ächt-republikanischen Grundsätzen abtrünnige zu schelten, und als die nämliche Regierung, im wohlverstandenen Interesse der Eidgenossenschaft, den von ihr anerkannten fremden Mächten den Stand der Dinge in der Schweiz aktenmäßig vorlegen ließ, sollte sie unter französischem Einflusse stehen, wahrscheinlich, weil sie nicht mit den Welt-Republikanern gemeine Sache gemacht und dem Franzosen-König den Krieg erklärt hatte. O! des grenzenlosen Unsinns! Aber nicht genug, weil die

Berner-Regierung selbstständig, fest und klug gehandelt, und keine Hoffnung übrig ließ, sich zum Instrument eines solchen Welt-Republikanismus gebrauchen zu lassen, wollten sie, jene Freibeuter, die Bernische Regierung verächtlich machen und stellten sie als eine Parteigängerin einzelner Männer dar; sie faselten mit der Augsburger Zeitung in die Wette von einer Burgdorfer- oder Schnellen-Partei, als ob das Bernervolk und seine Regierung den Schnellen zu liebe ihre Freiheit und ihre Rechte behaupteten! Die Schnellen werden, wie andere Leute, so lange gehört werden, als sie Recht und Wahrheit lehren, sobald sie von diesem Wege abgehen, hat weder der Republikaner, noch die Appenzeller-Zeitung, weder die Augsburger- noch die Berner-Allgemeine oder der Beobachter nöthig, sie zu verdächtigen, sie werden von selbst in ihr Nichts zurückfallen. — Aber man lasse sich nicht täuschen — es gilt hier nicht sowohl den Personen, als der Sache, — man will Berns Regierung erniedrigen, indem man sie unter den Einfluß einer Partei stellt und ausruft: Was wollte doch von Nazareth Gutes kommen? Wie, Joseph, des Zimmermanns Sohn?

Indeß es steht zu hoffen, die ächten Schweizer-Liberalen werden das Gold von den Schlacken zu scheiden verstehen; es steht zu hoffen, die Berner-Liberalen werden sich, wie bisher, an der Sache und nicht an Personen halten; jedoch droht hier Gefahr: Die sogenannte Propaganda ist der Versuch, das, was man für recht und gut hält, möglichst zu verbreiten. Geschieht dieser Versuch durch moralische Mittel und offen, so kann ihn mit Grund kein vernünftiger Mensch tadeln, im Gegentheil, jeder rechtliche, jeder Mann von Ueberzeugung muß ihn billigen. Geschieht er aber gewaltsam und ungestüm, oder geschieht er geheim, unzeitig und ungeschickt, dann bringt er gewiß mehr Unheil als Segen — man denke nur an die christliche Religion, deren Güte Niemand in Zweifel ziehen wird, und an ihre Verbreitung in der alten und der neuen Welt! Dasselbe gilt von der Republik! Lassen wir doch die Völker sich republikanisiren, welche dazu reif sind, es bedarf hiefür weder

Bajonette noch der Scorpionsstiche der Verläumdung. — Lassen wir die Franzosen in Frankreich, die Deutschen in Deutschland durch die ihnen geeignet scheinenden Mittel die Republik und das Reich der Freiheit vorbereiten! Vielleicht kommt dort der Redaktor des Republikaners mit Verläumdung unbescholtener Leute weiter, als hier zu Lande, wo man offenes Spiel spielt.

Wir Schweizer wollen uns in die Successionshändel der Bourbonen und des Hauses Braunschweig nicht mischen, ehe wir müssen — gebe Gott, daß es nimmer geschehe! Müssen wir, so wollen wir uns auf die Seite des Rechts schlagen und wir werden siegen! Gleich wollen wir's mit Deutschland halten. In unserer Schweiz laßt uns die Freiheit einführen, aber auf dem Wege freier Ueberzeugung. — Freiheit erzwingen, heißt gegen den heiligen Geist fündigen! Der größte Theil der Schweizer hat seine freigewählten Repräsentanten, was hindert diese, am Werk der schweizerischen Wiedergeburt zu arbeiten? Wenn sie's nicht gerade so und in der Zeit thun, wie der Herr Geheimrathschreiber befehlen, das thut nichts. Der revolutionäre Weg zur Freiheit ist unvermeidlich da, wo den Nationen, die frei sein wollen, kein anderer offen steht; die Schweizer aber sind frei, sie brauchen nur zu wollen, und ihr Bund ist geändert! Das wissen sie — und wenn sie's nicht wissen, so sage man es ihnen so oft man will; aber einen Freien zwingen, kann nur das Ansinnen eines überschnappten deutschen Republikaners sein, der sich in der freien Schweiz geberdet, wie ein entflogener Gimpel unter den Spatzen; aus lauter Freiheitslust läuft er der nächsten Katze in den Rachen. Freunde! vor solchen Thoren hütet Euch, und wenn sie Euch mit dem Schein von Folgerichtigkeit oder mit dem Versprechen und der Hoffnung zu erndtender Ehre, Ruhm und Verdiensts bei Eurer schwachen Seite nehmen wollen, so machet Ihr das Kreuz vor ihnen! Leider werden viele von uns den Lockungen dieser Weltbeglücker kaum widerstehen; die einen wird man am weichen Herzen, die andern bei'r Consequenz, der Logik und dem

Compendium, die dritten bei'r Eitelkeit, dem Ehrgeiz und der Hoffnung, sich einen Namen zu machen, packen, und ach! das sind Handhaben, bei denen man nur zu gut fassen kann. Wie wenige Menschen sind selbstständig genug, um nur der Sache, ohne andere Rücksichten, zu dienen? Wie viele hegen das Bedürfniß, von Andern geführt zu sein, und fühlen dabei Neigung zum Geheim- und Wichtigthun; Gründe genug, um Mitglied einer geheimen Verbindung, oder, ohne es selbst zu wissen, Werkzeug einer solchen zu werden.

Das ist nun die Klippe, vor der ich Euch, meine Freunde! warnen möchte, weil ich sie wirklich fürchte. Wir Schweizer haben ja nicht nöthig, geheim zu betreiben, was wir für recht halten; wir dürfen uns vor aller Welt zur Freiheit und Gleichheit bekennen, warum denn geheimthun und warum mit Leuten in Verbindungen treten, in denen sie uns nichts helfen, wohl aber höchlich gefährden können? warum uns selbst zum Sturmbock hergeben, wo wir nichts zu erobern haben? — Ich fürchte, wir haben bereits von unsern rüstigsten Liberalen verloren, indem sie sich selbst zu Sklaven der Freiheit gemacht; hier ist mir vor Spaltung und Entzweiung bange, hier bedaure ich eine der Sache schädliche Brechung unserer sonst vereinten Kraft. Sammeln wir uns und halten zusammen, nehmen wir guten Rath bei uns selbst und nicht von hergelaufenen Quacksalbern, die sich gerne für Magier ausgeben möchten. Glaube an diese Magie wer da wolle, wir halten an unser gutes Recht, und erwarten getrost, wer uns darin stören wolle, reinen Gewissens, weil auch wir Niemanden an seinen Rechten beeinträchtigt haben. Das war stets der Väter Sitte, das bleibe sie auch fürderhin.

Gruß und Freundschaft nebst Schweizerhandschlag! —

Hier befindet sich der Wendepunkt der von den Gebrüdern Schnell vom Jahr 1831 hinweg befolgten heimischen, und der Anfang der von den Nationalen ihr entgegengesetzten fremden Politik. Er scheint mir zu bezeichnen doppelt wichtig, da einerseits darin die Widerlegung des uns von den Nationalen gemachten Vorwurfes einer Sinnesänderung,

und andererseits der Beweis liegt, daß wir vom ersten Erscheinen des Radikalismus an, unausgesetzt davor gewarnt und dagegen gekämpft haben.

Die Münsingerfeier lief zu allgemeiner Zufriedenheit ab, und außer der Rohheit, welche die anwesenden, bereits von dem Gergesenergeist besessenen Studenten der Hochschule an den Tag legten, war nichts zu beklagen. Doch nahm von da an der Abfall der einzelnen Schutzvereine vom Mutterverein und ihr Anschluß an den Nationalverein immer mehr zu, indem sich der in Zofingen geschlossene Nationalpreßbund auf's Eifrigste bemühte, die einflußreichern Glieder der Schutzvereine und ihr Blatt, den Volksfreund, zu verketzern, und sie als kleinliche, vom Kantönligeist besessene Sackpatrioten darzustellen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, den Gründen nachzuforschen, welche so viele unserer vormaligen Freunde bewogen haben mögen, ihre Politik zu ändern, sondern blos zu zeigen, wie es geschehen konnte, daß den nämlichen Leuten, deren Erwartungen von den im Jahr 1831 errungenen politischen Rechten und Freiheiten weit übertroffen wurden, dieselben nach kaum drei Jahren nicht mehr genügten. Da es diesen unseren vormaligen Freunden bestens bekannt war, daß weder Ehrgeiz noch Eigennutz, sondern einzig die Macht der Umstände und die Bitten ihrer Freunde die Gebrüder Schnell zu dem Einflusse gebracht hatten, von welchem sie jetzt die Nationalen, mit denen sie nichts gemein haben wollten, um jeden Preis zu entfernen suchten — so mochte wohl Eifersucht manchen Kantonalen zum Nationalen gemacht haben So viel ist wenigstens gewiß, daß alle die schmählichen Ausfälle des Republikaners und Beobachters gegen die Regierung von Bern, Herrn Schultheißen Tscharner und die Schnell in Nichts zerstoben, und die Verläumder an Pranger gestellt worden wären, hätten nicht ihre eigenen Kollegen Partei gegen sie genommen. Aber das war eben die radikale Perfidie, überall Argwohn und Eifersucht zu pflanzen, keiner Ehre zu schonen und keine Wahrheit zu achten. Gegen solche Waffen haben ehrliche Leute keine Wehre; sobald ihnen das Vertrauen abgeht, treten sie zurück.

Wenige Tage nach der Münsingerfeier brachte der Beobachter unter der Aufschrift „Wahrheit für Freund und Feind“ und der Unterschrift: „Kasthofer, Forstmeister,“ einen Aufsatz, den ich mit Folgendem beantwortete:

Mein lieber Herr Kasthofer!

Ungeachtet mir mein Gefühl sagt, daß Sie jene politische Zuschrift, welche unter der Aufschrift: „Wahrheit für Freund und Feind“, im Beobachter vom 13. Jan. steht, nicht an mich gerichtet haben, kann ich dennoch nicht umhin, Ihnen offenherzig, wie ich es immer that, in so weit darauf zu antworten, als manches darin Enthaltene, vielleicht ohne daß Sie daran dachten, mich angeht, so ferne ich, wenn nicht der unterschriebene, doch der geständige Verfasser derjenigen Artikel im Volksfreund bin, in welchen berührt ist, was ich jetzt so ruhig und unbefangen wie möglich, als Erwiderung Ihres Aufsatzes im Beobachter erläutern möchte.

Alles was Sie bis zum letzten Hauptsatze Ihres Artikels von Verdächtigungen, Lektionen, Haselstock, Staatsrath, Diplomatik u. s. w. sagen, geht mich nichts an, da ich nicht einmal weiß, worauf es sich bezieht; ich schweige also davon. Hingegen ist im letzten Paragraphen als Lehre an den Volksfreund gesagt: Schilt nicht so unbedacht diesen oder jenen Spion; nun habe ich in einem meiner Artikel in der That von Spionen geredet, aber nicht unbedacht, sondern nachdem ich von unsern ersten Polizeibeamteten die allerbestimmteste Auskunft über das Treiben und die Papiere derjenigen erhalten hatte, welche ich Spione geheißen, und welche ich noch jetzt und zwar mehr als je dafür halte. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, meine Vorliebe für die Fremden geht nicht so weit, daß ich ruhig zusehen könnte, wie die schlechtesten unter ihnen ungestraft ihr, für unser Vaterland und unsere Freiheit höchst gefährliches Spiel von agents provocateurs treiben, sondern daß ich es für meine Bürgerpflicht erachte, lieber solche Leute, als meine Mitbürger, fürchterlich unglücklich zu machen, wie Sie sich, wohl nicht im Ernste, ausdrücken, da das fürch-

terliche Unglück höchstens in einer Fortweisung über die Grenzen besteht, was für einen, mit hinlänglichem Gelde und einem Ministerialpasse versehenen Berliner-Juden kein so jämmerliches Schicksal ist, wie Sie in Ihrer Herzensgüte und regen Phantasie zu glauben scheinen. Wenn dergleichen Leute ihre kostbaren Dienste auch nicht in der Republik Bern anbringen können, so steht ihnen anderwärts noch ein weites und fruchtbareres Feld offen, als bei uns; ängstigen Sie sich deswegen ja nicht, mein Lieber!

Was mein Urtheil über die Fremden überhaupt betrifft, so denke ich, kennen Sie mich genug, mein Bester! um mich in dieser Hinsicht nicht, wie der Republikaner, für einen Barbaren zu halten; ich unterscheide zwischen Fremden und Fremden; seit zwanzig Jahren habe ich in meinem nicht unbedeutenden Geschäfte mehr als ein Dutzend Fremde, theils mir beigesellt, theils angestellt, und die meisten derselben als Ehrenmänner in jeder Beziehung kennen gelernt, einen Theil derselben auch in meiner Gemeinde einburgern geholfen, so daß mir von daher wohl eher zu große Vorliebe für, als Abneigung gegen die Fremden vorgeworfen wurde; dasselbe widerfuhr mir als Mitglied des Erziehungs-Departements und des Gr. Raths, als es sich um das Asylrecht handelte; daß ich aber alle Fremden mit dem Chronikschreiber Ausheim und Hrn. Zschokke auf eine Linie stelle, das erwarten Sie von mir nicht; ich habe weder in des erstern Chronik, noch in des letztern vielen Schriften je etwas Unschweizerisches, d. h. etwas Schlechtes gelesen, während ich die Handlungsweise des Redaktors des schweizerischen Republikaners, „bewährte und ehrbare Magistraten von vorneherein für bestochen zu erklären," als eine ausgezeichnete Schlechtigkeit betrachte, die dem Herrn Redaktor anderwärts wohl theurer hätte zu stehen kommen können, als bei uns, wo man ihn mit einer einfachen Rückfuhre quitt ließ. Zu solcher Frechheit zu schweigen, wäre mir unmöglich gewesen, weil ich die Schmähung einer, aus dem Volke frei hervorgegangenen Regierung, als eine Schmähung des Volkes selbst

ansehe; und wenn ich auch den Angestellten irgend einer Regierung nie zumuthen möchte, das Lob ihrer Regierung zu singen, so fände ich es doch jedenfalls schicklicher, wenn solche Angestellte den Tadel etwas bescheidener aussprächen, besonders, wenn sie keine staatsbürgerliche Befugniß dazu haben. Ueberdies, mein lieber Herr Kasthofer! ist zwischen Freimüthigkeit, zwischen Wahrheit sagen und Verläumdung ein gar mächtiger Unterschied, und ich möchte sehr zweifeln, wo unser Bernervolk geneigt wäre, seinen Beutel fremden Verläumdern zu öffnen, da es genug bedauert, daß solch' Handwerk von außenher so reichlich bezahlt wird.

Daß Sie, mein Bester! nicht an geheime Verbindungen glauben, begreife ich ganz gut, weil es Ihnen wahrscheinlich aus denselben Gründen wie mir unbegreiflich vorkömmt, daß man auf verbotenen Wegen suchen könne, was man auf offenen findet. Allein, was bei uns erlaubt ist, ist es nicht allerwärts, und eben darum warne ich vor Einmischung in fremde Angelegenheiten und vor geheimen Mitteln und Wegen, ohne deßwegen weder ein geheimer Rath noch ein Aristokrat zu sein. Gesetzt, meine Besorgniß wäre ungegründet und meine Warnung unnöthig, so schadet sie doch nichts, zumal schon mancher offene und freie Schweizer bei Ausländern ein geheimer Rath geworden ist, und ich eben jenen lieben und guten Polen, Italienern, Deutschen, Franzosen und Schweizern, von denen wir sprechen, ersparen möchte, in die Kerker und auf die Schaffote zu wandern, ohne für ihre Grundsätze etwas zu gewinnen.

Daß ich denn, mein lieber Herr Forstmeister! mein Möglichstes gethan, jeder, neuen und alten Aristokratie für ein- und allemal den Riegel zu schieben, werden Sie sich von dem Verfassungsrathe her erinnern, wo ich mit Leib und Seele für eine ganz freie Repräsentation kämpfte, wohl wissend und nie bereuend, daß einzig damit das wahre Pfand der Freiheit dem Volke in die Hände gegeben sei. Will also unser Volk fürderhin keine Kleinstädter mehr in der Regierung, so

hat es sich nur an Bern zu wenden, dort werden Stellvertreter genug und, bei allen Himmeln! von den würdigsten Ihrer Mitbürger zu finden sein! Wir Burgdorfer haben Bürgerlust genug an unsern Allmenden und unsern lieblichen Schächen! Nur Freiheit, und wir sind zufrieden!

Endlich glauben Sie mir, daß ich Unabhängigkeit genug besitze, mich nie, an wen es auch sei, zu verkaufen. Kann ich, nach Ueberzeugung, unsere Regierung oder Tagsatzung loben, so ist es mir viel angenehmer als wenn ich sie tadeln müßte, denn darin liegt eben die sicherste Bürgschaft unserer Freiheit, daß Regierung und Regierte einander lieben und achten können.

Ihr aufrichtig ergebener J. Schnell,
gewesener Professor.

Kurz darauf verfaßte einer der in obigem Briefe bezeichneten Deutschen, Dr. Ludwig Snell, den Aufsatz zu folgender im Großen Rathe von Bern vorzubringenden Motion:

„Bekannte Thatsachen und die Offenbarung öffentlicher Blätter, die als Organe fremder Minister angesehen werden müssen, geben die Ueberzeugung, daß von den fremden Mächten, mit Einverständniß sogar der französischen Regierung, eine Einmischung in die Angelegenheiten des schweizerischen Vaterlandes nicht nur beschlossen worden, sondern wirklich begonnen habe.

Die Unterzeichneten, getreu ihrem Eide, die Ehre, Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu bewahren und im Bewußtsein ihrer heiligen Pflicht als Stellvertreter des Berner-Volkes und als Mitglieder der obersten vorörtlichen Behörde haben mit Befremden in dem Traktandencircular, welches der Einberufung des Gr. Rathes vorherging, die Verhältnisse der Schweiz und des Kantons Bern insbesondere zu den fremden Mächten mit keinem Worte berührt gesehen.

Sie befürchten, daß die Unruhe unter dem Volke und das Mißtrauen gegen die obersten Kantonsbehörden aufs Höchste erregt werden müßten, wenn diese Verhältnisse mit Stillschweigen übergangen und mithin dem Schweizervolke

aus der Lage des Vaterlandes ein Geheimniß gemacht werden sollte — und sie tragen daher darauf an: daß der Regierungsrath von dem Gr. Rathe die Weisung erhalte:

1) in Zeit von acht Tagen dem Gr. Rathe einen genauen Bericht über die Lage des Vaterlandes in Bezug auf die Anmaßungen fremder Mächte zu erstatten;
2) alle darauf sich beziehenden Aktenstücke und namentlich die Antwort des Fürsten Metternich auf das bekannte Memorandum des Regierungsrathes und alle das Benehmen des französischen Cabinets erläuternde Aktenstücke unverweilt und vier Tage vor Erstattung jenes Berichtes auf den Canzleitisch legen zu lassen.

Endlich verlangen die Unterzeichneten, daß nach Vorlegung des Berichtes über die Lage des Vaterlandes der Gr. Rath darüber seine Ansicht und seinen Entscheid ausspreche."

Dieser Anzug war von 28 Nationalen unterzeichnet und kam am 2. März zur Behandlung. — Hören wir, was der Volksfreund von ihm sagt:

»Dieser Anzug, dessen Wichtigkeit und wahre Bedeutung vielleicht nicht Jedermann deutlich genug vorschwebt, ist, wie er sich im Beobachter vom 24. dies begründet und gerechtfertiget befindet, das eigentliche Schoßkind (der Beobachter wird diesen Ausdruck vom Memorandum her wohl kennen) des Nationalen, Hrn. Lud. Snell, des nämlichen, der den Republikaner redigirt, und den Aufsatz „die Parteien in Bern" verfaßt hat; bei den Mitgliedern des Großen Rathes wurde er durch Hrn. H., Secretär beim Departement des Innern, herumgetragen und unterschrieben von allen denjenigen, welchen eine Gelegenheit erwünscht schien, das bisherige Verfahren des Regierungsrathes öffentlich entweder zu loben oder zu tadeln, zuletzt besiegelt durch die Namen derjenigen Männer, welche Winkelrieds Fall vor Sempach nicht verschmerzen konnten.

Der Anzug ist ein letzter Versuch der Nationalen, die Schranken der Gesetzlichkeit zu überschreiten, den 15ner Bund um jeden Preis los zu werden, und die Schweizer durch die feindselige Stellung, in die man sie gegen Frank-

reich bringen will, zu zwingen, um gemeinschaftlicher Gefahr willen, sich zu nationalisiren.

Abgesehen von den Absichten, die zu würdigen der Menschen Sache nicht ist, fragen wir bloß: sind die Mittel, deren sich die Nationalen bedienen, erlaubt? Und wenn sie erlaubt sind, so fragen wir weiter, sind sie klug? und auf beide Fragen antworten wir unbedenklich „nein!"

Schon der Umstand, daß die Nationalen selbst nicht sagen dürfen, was sie eigentlich wollen, erregt großen Verdacht gegen ihr Treiben; noch mehr aber ein forschender Blick auf den Zusammenhang ihrer Pläne, aus denen sonnenklar hervorgeht, daß da nichts ohne einen geheimen Leiter geschieht, der selber nie an's Tageslicht kömmt, während seine sichtbaren Helfer mehr oder weniger blinde Werkzeuge sind.

Nachdem der Versuch, in Bern einen von der Kantonalregierung unabhängigen, vorörtlichen Staatsrath aufzustellen, mißlungen, und Hr. Kasthofers Anzug, die Nationalfahne aufzustecken und an den Kongreß von Sempach zu reiten, gefallen war, erschien plötzlich im Republikaner und Beobachter jener verläumderische Aufsatz „die Parteien in Bern" gegen diejenigen Männer, durch deren Einfluß hauptsächlich die Aufstellung des unabhängigen Staatsrathes und des Congresses zu Sempach vereitelt worden war. Jeder Unbefangene, der jene Männer kennt, mag den Aufsatz und dessen Verfasser würdigen! Genug! alle Nationalblätter und mit ihnen unisono die aristokratischen stießen ins Horn, Leute zu verdächtigen, die wohl länger der Freiheit gedient haben, als die deutschen Zeitungsschreiber, und kaum ergriffen einige Blätter, der Schweizerbote, der Eidgenosse und der Volksfreund, als die von Schweizern geschrieben nicht im Nationalpreßbund verschworen waren, die Partei jener Ehrenmänner, so wurden sie von der Nationalpartei angefallen und als volksverführerisch bezeichnet, ohne daß jedoch die aufgeforderten Verläumder sich je genannt hätten.

Aber nicht nur die Feder des Nationalpreßorgans verläumdete nach Gutfinden links und rechts ehrliche Leute, und ertheilte den Tellen- und Winkelriedorden an

alle hochgestellten Eidgenossen, sondern noch ganz andere Mittelchen wurden angewandt, um dem Großen Rathe das Mißfallen der Nationalen über seinen antinationalen Beschluß wegen des Sempacherkongresses ꝛc. zu bezeigen. Man ließ Studenten-Ständchen bringen, der angedeuteten Aenderung des Bestehenden Beifall zu rufen; ungegründete Vorwürfe gegen die Regierung wegen beschränkter Presse und andere fingirte Sünden in's Publikum werfen, Alles mit der Bemerkung, man müsse nothwendig in der Frühlingssitzung des Großen Rathes wiederholt versuchen, wie stark noch der Einfluß der Konservativen, oder des Justemilieu, wie man zu sagen beliebte, sei.

So vorbereitet kam nun die Motion schon in den ersten Tagen des Gr. Raths zum Vorschein und jetzt klopfte man überall an, wo man einen Tellenorden anbringen zu können hoffte, oder wo man einige Unzufriedenheit mit dem Regierungsrath gewahrte, sei es aus politischen oder materiellen, allgemeinen oder persönlichen Gründen; man pflanzte Mißtrauen, indem man die Lügen ausländischer Blätter für Wahrheiten ausgab, und vom Einflusse des französischen Botschafters auf die Regierung von Bern sprach; man reizte die Neugierde, indem man unter dem Siegel des Geheimnisses von bevorstehenden wichtigen Ereignissen redete; man spornte die Eitelkeit, indem man des Rechtes erwähnte, das der Gr. Rath habe, solche Geheimnisse zuerst zu kennen; man wandte sich auch an solche, denen man dieses Recht ja nicht ungebraucht zu lassen empfahl, indem sonst der Regierungsrath den Gr Rath unter seine Tutel nehmen und ihn führen könnte; kurz, man warb so an 30 Anhänger, die aber schwerlich alle unterschrieben hätten, wenn sie gewußt, was man nunmehr weiß, daß der Anzug ein bloßer Vorwand zu einem Angriff der Nationalpartei auf die schon längst im Republikaner als untreu bezeichneten Volksmänner, Tscharner, Schnell ꝛc. ist, um nach Beseitigung ihres verderblichen Einflusses die Schweiz nationalisiren zu können.

An den Vertretern des Bernervolks wird es nun sein, sich klar darüber auszusprechen, ob sie mit der bisherigen, innerhalb den Schranken der Gesetzlichkeit und der Klugheit

ausgeübten Thätigkeit des Regierungsrathes, in Bezug sowohl auf die schweizerische als die auswärtige Politik zufrieden seien; oder ob sie die bund- und friedbrechlustige Politik der Nationalen vorziehen, in welchem Falle Männer, welche die Maximen der Nationalen für eben so unehrenhaft als ungeschickt ansehen, wie z. B. die Schnell, nichts besseres thun können, als ihrem sehnlichsten Wunsche gemäß, die Sache der geretteten Freiheit Gott und dem gesunden Sinne des Volkes empfehlen, sich selbst aber ihren vielen und angenehmen Privatgeschäften wieder zu geben, fest überzeugt, daß, wenn auch die Taktlosigkeit einiger mit unserem Volkscharakter und seinen Wünschen völlig unbekannter deutscher Zeitungsschreiber und politischen Metaphysiker und einiger, der durch sie verrückten eiteln Gecken, eine Zeit lang unsere Freiheit gefährden könnten, die gute Sache dennoch so leicht nicht untergehen werde, weil mit jedem Tage mehr Leute einsehen, daß es sich bei der Freiheit um die Sache und nicht um Personen handelt."

Wie vorauszusehen war, fiel der Anzug in eine Minderheit von 36 Stimmen gegen 153, wobei noch die meisten Regierungsräthe, die sich, wie es scheint, einigermaßen für betheiligt ansahen, nicht mitstimmten. Er fiel in diese Minderheit, ungeachtet die Radikalen keine ihrer jetzt zum erstenmale im Rathssaale von Bern angewendeten Dämagogenkünste, wie der Besetzung der Galerien mit einem Troß von Handwerkern und Studenten zum Behuf der Beifalls- und Mißfallens-Aeußerungen und dergleichen Einschüchterungsmittelchen mehr, unversucht ließen. Hingegen wurde das Schicksal dieses Anzuges zum Signal eines von nun an mit der größten Erbitterung geführten Kampfes der radikalen Eidgenossen gegen die Conservativen in Bern. Ein gleichzeitiges Wuthgeschrei entfuhr den gegen sie verschworenen Blättern, dem Republikaner, Beobachter, Erzähler, der St. Galler Zeitung, der Helvétie und Europe centrale, dem Constitutionellen und der Neuen Zürcher Zeitung, die alle besonders über den Verfasser dieses Schriftchens herfielen und ihn einen Abtrünnigen schalten, ungeachtet ihm bewußt

ist, in seinem Leben keinen Gedanken gehegt zu haben, den man als eine Sinnesverwandtschaft mit dergleichen Leuten hätte deuten können. Auch antwortete der „Volksfreund“ in seinem Namen, sie mögen ihn immerhin aus ihrem Orden verstoßen, er finde dieses für den einzigen Anspruch, den er an die Welt mache — den Namen eines ehrlichen Mannes — gar nicht unzweckmäßig.

Der Schicksals-Canton.

Nachdem sich die Nationalen überzeugt hatten, daß sie den Pfenning nicht besaßen, um welchen man die Brüder Schnell kaufen konnte, mußten dieselben in der öffentlichen Meinung geächtet werden. Die Aufgabe war weder leicht, noch ehrenvoll, aber vor was scheut sich ein Radikaler?

Man kam im Rathe der Nationalen überein, den Kampfplatz des Radikalismus nach Bern, als dem Schicksals-Canton, wie ihn der Republikaner bezeichnete, zu verlegen und den Hebel an die dortige Regierung auf zwei Punkten anzusetzen, wo man gleich freies Spiel zu gewinnen hoffte, an der Hochschule und dem Nationalverein.

Der Präsident des Erziehungsdepartements Hr. Neuhaus, war ein eiteler Mensch; wer ihn an seiner schwachen Seite zu fassen wußte, hatte ihn in der Tasche. Hr. Schultheiß von Tavel hingegen eifersüchtig auf den Einfluß seines Collegen, des Hrn. Schultheißen Tscharner, den er mit Hülfe der Nationalen in der Tagsatzung zu überflügeln und um diesen Preis den Vorsitz in dem neuen Bundesrath davonzutragen hoffte.

In den Schwachheiten dieser beiden Persönlichkeiten liegt der Schlüssel zu der elenden Intrigue, welche die Nationalen und vor allen ihre beiden Leithämmel, die Brüder Nassauer, Dr. Ludwig und Wilhelm Snell gegen die Männer von 1831 spielten. Letzterer legte den Grund dazu durch Einführung eines förmlichen Corruptionssystems der an der Hochschule studierenden Jugend; nicht nur weihte er diese in die eckelhaftesten Bachanalien ein, sondern brachte ihnen sowohl bei

derlei Gelegenheiten, als auch vom Lehrstuhle herab, die ungereimtesten Lehren von Freiheit, Recht und Staat bei, Lehren, nach denen die Verwirklichung jener Ideen zur absoluten Unmöglichkeit würde. Er stellte den Begriff von Volk als jeden Haufens Kirchen- und Marktleute auf; Er lehrte die Putschtheorie; Er erfand den bewaffneten Volksbund und das Freischaarenwesen — kurz, er war es, der zuerst frech der Freiheit in's Gesicht schlug und ihr eigenes Lebensprinzip untergrub.

Schlauer, aber nicht besser war sein Bruder, Dr Ludwig Snell, der im Verborgenen betrieb, was im günstigen Augenblick zu Tage kommen sollte; er war das Verbindungsglied zwischen dem Nationalverein und der Propaganda, und der anonyme Verfasser der Verdächtigungen gegen Bern im Republikaner und Beobachter. Nachdem er durch die über die Umtriebe der politischen Flüchtlinge in der Schweiz geführten Untersuchungen als solcher überwiesen war, hätte man zum Mindesten seine Fortweisung aus der Eidgenossenschaft erwarten sollen; allein Hr. Schultheiß von Tavel trug Sorge, daß er nur einstweilen bis auf gelegenere Zeiten bei Seite gestellt wurde.

Ebenso hätte man von der Aufsichtsbehörde der Hochschule erwarten dürfen, daß sie dem stadtkundigen crapulosen Leben des Professor Wilhelm Snell, besonders auf die Klagen mehrerer Regierungsglieder hin, Einhalt thun würde; statt dessen erschien folgende Verwahrung des Erziehungsdepartements gegen die Angriffe der Conservativen auf die Hochschule, nebst einer förmlichen Ehrenerklärung für den Jugendverführer:

Erklärung.

Da in der sogeheißenen Goldbacher-Adresse die Studirenden der Hochschule im Allgemeinen, als „zum Theil sittlich und bürgerlich verwahrlost" bezeichnet werden, so sieht sich das Erziehungsdepartement anmit zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß ihm weder durch amtliche Berichte noch auf anderm Wege irgend eine Thatsache bekannt geworden, welche jene Beschuldigung rechtfertigen könnte. Vielmehr geht aus allen Berichten hervor, daß die Studirenden im

Ganzen die vollkommene Zufriedenheit der Behörde verdienen, und sich eben so sehr durch wohlgesittetes Betragen, als durch angestrengten Fleiß auszeichnen. Das Erziehungsdepartement setzt daher die gerechte und zuversichtliche Hoffnung in das unbefangene Publikum, es werden jene ungegründeten Angriffe nicht vermögend sein, der Hochschule das bisher geschenkte Zutrauen zu entziehen.

Bern, den 6. Okt. 1836.

Der Präsident des Erziehungsdepartements:
E. Neuhaus.
Der erste Sekretär: G. Hünerwadel.

Die beiden Herren von Tavel und Neuhaus hatten solche Angestellte nöthig, um den Einfluß des Schultheißen Tscharner und seiner Freunde zu lähmen.

Diese glaubten noch ein Mittel zur Abhülfe solchen Unfuges in dem vom Regierungsrathe auszuübenden Abberufungsrecht pflichtvergessener Angestellten zu finden; allein es gelang den Nationalen, den Großen Rath glauben zu machen, daß, wenn er die Professoren nicht von dieser Maßregel ausschlösse, er keine tüchtigen Lehrer mehr für die Hochschule finden werde, was ihn dann vermochte, die Ausnahme zu statuiren.

Die Goldbacher-Adresse.

Eigentlich hätten die Gebrüder Schnell jetzt zurücktreten sollen — ihre Rolle war ausgespielt; sie waren von den Umsturzmännern im eigenen Kanton und in der Eidgenossenschaft überflügelt; das vertrauliche Verhältniß, in welchem sie vom Jahr 1831 an zu ihren Mitbürgern gestanden, war gestört, und damit die Feder, welche sie einzig in Bewegung zu setzen vermochte, gelähmt! Sie thaten es jedoch aus einem doppelten Grunde nicht: Einmal wollten sie ihren Gönner, den Schultheißen Tscharner, den Streichen seiner Gegner, die nun auf ihn allein gefallen wären, nicht Preis geben, und für's andere fühlten sie sich moralisch verpflichtet, die Fehler, welche sie mitbegehen halfen, so viel möglich wieder

gut zu machen, oder aber mitzubüßen. Ersteres mißlang, wie vorauszusehen war; wie hätten sie, die nur durch das Zutrauen des Volkes stark waren, den Ränken derjenigen widerstehen können, die ihnen dasselbe geraubt hatten? Das Andere ward ihnen dafür in vollem Maße zu Theil, und nur der Gedanke, es sei dieses der gewöhnliche Lohn für dem Gemeinwohl gebrachte Opfer, stählte ihren Muth, alle die Kränkungen zu ertragen, mit denen man sie noch drei Jahre lang überschüttete. Sie rafften sich noch einmal auf, traten in Goldbach mit ihren Freunden zusammen, wo sie die Lage des Vaterlandes beriethen, und beschlossen, vorerst in einer Adresse an Herrn Schultheiß Tscharner, demselben ihre Anhänglichkeit an ihn und die Grundsätze von 1831 auszusprechen, ihn zum Ausharren im Verfechten derselben aufzumuntern und zugleich der Hülfe und des Dankes der Männer von Goldbach zu versichern. Diese Adresse, welche später den Proletariern zur Zielscheibe gegen die Besitzenden im Lande diente, die sie mit dem Spitznamen des Zaunsteckenvereins bezeichneten, lautete also:

„Hochgeachteter Herr Schultheiß!

Die Unterschriebenen, heute zu Besprechung über unsere öffentlichen Angelegenheiten in Goldbach versammelt, fühlen sich gedrungen, Ihnen die Gesinnungen auszusprechen, die sie beleben.

So erfreulich den Unterschriebenen die Rückerinnerung an die Zeiten des Verfassungsrathes und die ersten Jahre des volksthümlichen Großen Rathes ist, so betrübend erscheinen ihnen die gegenwärtigen Zeitumstände. Früher herrschte Einigkeit, Vertrauen und festes Zusammenhalten unter sämmtlichen Freunden der Volksfreiheit; das Volk und seine Stellvertreter verstunden sich und wirkten einstimmig zu Förderung des gemeinen Besten. Die Republik Bern war der Stolz aller Freisinnigen und die Klippe, an deren jede Reaktion scheitern mußte, die im engern und weitern Vaterlande versucht werden wollte. Ihrer weisen Leitung, hochgeachteter Herr Schultheiß, verdankte der Kanton Bern hauptsächlich sein damaliges Aufblühen. So verblieb es, bis, nach Gründung der bernerischen Hochschule, die Regierung einige Lehrstühle Männern anvertraute, die, weit entfernt, dem ihnen geschenkten Zutrauen

zu entsprechen, ihr Wissen zu Erhaltung des blühenden Zustandes im Kanton Bern zu verwenden, und den bernerischen Jünglingen Bescheidenheit und Achtung für die Stellvertreter des Bernervolks (die Gründer dieser Hochschule) einzuflößen und sie zu nützlichen Staatsbürgern zu erziehen, dieses Vertrauen vielmehr mißbrauchten, um die bisher bestandene Einigkeit unter bisherigen Freunden zu zerstören, die Harmonie zwischen dem Großen Rathe und dem Regierungsrathe zu untergraben, die achtbarsten Männer unserer Republik durch verläumderische Reden und Zeitungsartikel zu verdächtigen und das Volk mit Mißtrauen gegen die Regierung zu erfüllen. Sie, hochgeachteter Herr Schultheiß, waren seit langer Zeit der Gegenstand ihrer Verfolgungen, indem diese Wühler wohl sehen, daß, so lange die Stellvertreter des Volks Sie mit ihrem Zutrauen umgeben, ihre unsinnigen Träume im Kanton Bern nicht verwirklicht werden können! Die schlechten Mittel, deren man sich bediente, um den Kanton Bern, als den größten und wichtigsten, aus seiner verfassungsmäßigen Bahn in einen anarchischen Zustand zu versetzen, und dann von der Verwirrung Vortheil zu ziehen, haben leider bei Fremden, denen wir großmüthig das Asyl gewährten und denen es nicht zustand, sich in unsere innern Verhältnisse zu mischen, und einem Theil des Bernervolkes Eingang gefunden; politische und materielle Hoffnungen haben manchen Selbstsüchtigen verlockt; die akademische Jugend ist, aus Mangel an Aufsicht über das Treiben der Bezeichneten, zum Theil sittlich und bürgerlich verwahrlost, was viele redliche Staatsbürger mit Herzenleid erfüllt. Die jüngsten Ereignisse mit den fremden Flüchtlingen und Intriganten sind, unsers Erachtens, auch nicht außer allem Zusammenhang mit den Bestrebungen derjenigen, die sich des Beobachters zu ihrem Organ bedienen. Von solchen Wühlern her datiren sich unsere letzten Geschichten mit dem Ausland! Und wenn Sie, hochgeachteter Herr Schultheiß, den beständigen Angriffen der bezeichneten Wühler nicht stets mit aller möglichen Kraft und Festigkeit entgegengestanden wären, würden dieselben in ihren Planen noch viel weiter vorgerückt sein. Wir erstatten Ihnen daher unsern wärmsten Dank und

bitten Sie inständig, sich durch das Geschrei der unter sich im Bunde stehenden afternationalen Zeitungen in Ihrem bisherigen Wirken nicht irre machen zu lassen. Uns sind Ihre reinen Absichten, Ihre rege Vaterlandsliebe, Ihre Anhänglichkeit an unsere theure Verfassung bestens bekannt, und Niemand ist im Stand, uns in dem vielverdienten Vertrauen, das wir Ihnen in so hohem Grade schenken, wankend zu machen. Führen Sie die Ihnen vom Volk anvertraute Leitung auch fürohin mit gewohnter Festigkeit, Umsicht und Rechtlichkeit, und Sie werden sich unsterbliche Verdienste um unsern Kanton erwerben. Auf kräftige Unterstützung der Unterzeichneten können Sie zählen, und die Sprache, die sie führen, ist ganz gewiß diejenige einer sehr großen Zahl bernerischer Staatsbürger. Unter Ihrer Leitung hoffen wir, mit Gott und mit der Zeit, die unreinen Elemente aus unserm Staatshaushalt zu entfernen und Vertrauen und Einigkeit zwischen den Regierungsbehörden und zwischen Regierung und Volk wiederherzustellen, zu erhalten und zu befestigen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit unterzeichnen:

J. Wißler; Joh. Althaus; Joh. U. Widmer; J. L. Schnell, Fürsprech; Großenbacher, Rechtsagent; Ludwig Fromm; Peter Fankhauser; F. Schnell; Ch. Leuenberger; Sam. Güdel; Sam. Schläfli; Karl Schnell; K. Lüdi; Peter Sommer; A. J. Kernen; J. Schnell; Chr. Locher; Joh. Müller; Jb. And. Blau; Schuhmacher, Notar, Amtschreiber; Ulrich Wirth; Joh. Pärle.

Goldbach, am 6. Herbstmonat 1836."

Auf diese Adresse erschien folgende Erklärung der Männer von Goldbach:

„Wie erwartet, hat die Goldbacher-Adresse an Herrn Schultheiß Tscharner allerhand Gefühle aufgeregt; natürlicher Weise gefällt sie weder den Vorrechtlern noch dem Michelthum. Ihrem Erscheinen sind die Exklamationen über die Burgdorfer-Männer und die Lufthiebe gegen die Schnell im Beobachter und in der Allgemeinen zuzuschreiben. Nur

zugefahren! Durch Lärm und Verläumdungen wird man selbstständige Leute, denen der Kanton am Herzen liegt und die bei seinem Untergang etwas zu verlieren haben, nicht verhindern, ihre Meinung frei von der Brust weg auszusprechen, wenn sie es an der Zeit halten; mag sie gefallen oder mißfallen, wem da will! Gegenwärtig, wo zwei Faktionen so eifrig am Sturz des Bestehenden arbeiten, ist es Pflicht eines jeden wahren Vaterlandsfreundes, sich laut und deutlich gegen dieses Treiben zu verwahren und vor den Folgen zu warnen, damit, wenn, wider Vermuthen, die Mehrheit des Bernervolks sich den Treibern hingeben und auch dieses Mal, wie früherhin, seine Freiheit verscherzen sollte, künftige Generationen wissen, daß der Verlust nicht den Grundsätzen unserer Verfassung, auch nicht der von dem Volk gewählten Regierung, sondern einzig dem Mangel an Verstand der Ge- und Verführten und der Schlechtigkeit der Führer beizumessen sei. Die Männer, die an der Goldbacher-Adresse Theil genommen haben, sind ihren politischen Grundsätzen jederzeit treu geblieben, dessen wird allfällig die abgetretene Regierung Zeugniß reden. Jederzeit haben sie der Volkssouveränität und der politischen Gleichheit gehuldiget. Unsere Verfassung haben sie willig und mit Freuden angenommen und die meisten darunter auch feierlich beschworen; eben diese Verfassung ist das Panier, um das sie sich sammeln und an dem sie sich festhalten. Asyl wollen sie dem politischen Flüchtling gewähren, so lange er sich ruhig verhält und sich weder in unsere innern noch äußern Angelegenheiten mischt. Der Anstellung von Fremden huldigen sie, sofern bei ihnen mehr Wissenschaft, Moralität und Anhänglichkeit an Verfassung und Regierung vereint zu finden ist, als bei Einheimischen; sobald aber der fremde Angestellte das Vertrauen nicht rechtfertiget, das die Regierung bei seiner Ernennung in ihn gesetzt hat; sobald er die Regierung herabwürdigt, die ihn anstellt und im Namen des Staates besoldet; sobald er ein Gewerb daraus macht, die Staatsbehörden gegeneinander zu hetzen, die achtbarsten Männer zu verläumden und den Kanton in fatale Verhältnisse mit den Nachbarstaaten zu verwickeln; sobald er immer reizt und den Frieden stört,

so soll die Regierung ihn nicht länger behalten und nich
länger besolden, sondern ihn abberufen; sie ist es der Sicher
heit des Landes schuldig, das bei einem solchen Wühlen, wen
ihm die Regierung ungeahndet zusehen würde, nothwendig i
Anarchie versinken müßte. Ein entgegengesetztes Benehme
könnten wir nicht der Freisinnigkeit, wir müßten es de
Schwäche zurechnen. Ist man im Abberufen der Regierungs
statthalter, also der Einheimischen, strenge, warum will ma
Fremde am Platz lassen, die fortwährend Zwietracht pflanzen
Nicht persönlicher Haß gegen gewisse Bezeichnete, sonder
Empörung gegen ihr unwürdiges, undankbares und gefähr
liches Treiben in unserm Kanton und an unserer Hochschul
läßt uns ihre Abberufung als Ehrensache der Republik an
sehen. Wenn die Bezeichneten heute noch auf ihr verderb
liches Treiben verzichten und unsern Kanton nicht ferner i
Gefahr bringen, mögen wir ihnen ihre Anstellung wohl gön
nen; fahren sie aber in ihrem Wühlen fort, so werden wi
es mit ihnen halten, wie Cato mit Carthago, und wenn wi
auch von ihrer Abberufung sterben sollten. Nach unsere
Bürgerpflicht werden wir jede Gefahr von unserm gegen
wärtigen verfassungsmäßigen Zustand nach Kräften zu ent
fernen suchen, komme er von Flüchtlingen, fremden Ange
stellten oder innern Feinden. Als Freunde der Verfassun
sind wir auch Freunde des Fortschrittes, und wollen wede
von Stillstand noch Rückschritten Etwas wissen, halten da
gegen das Stürmen für halsbrechend und können nicht Han
dazu bieten. Als Theile des Volks suchen wir unsere Freihei
zu erhalten und zu befestigen, und wollen daher nicht de
Begehrlichen und Lüsternen vorerst die Säcke mit Staatsgu
füllen helfen, um nachher zu neuen Auflagen schreiten z
müssen, die Niemanden erfreuen, und zu denen sich die Be
gehrlichen nota bene am allerschwersten bequemen würde
Das beste Mittel, unsere Freiheit zu sichern, sehen wir b
unserm beträchtlichen Aerar in einem sparsamen Staatshaus
halt, wo die Ausgaben nach den Einnahmen bestimmt werde
Bezüglich auf den eidgenössischen Bund, sind wir für ei
Totalumarbeitung durch einen Verfassungsrath nach d
Kopfzahl, nicht aber für partielle Reformen durch die Ta

satzung, die für den Kanton Bern immer nachtheilig sein müßten. Gegenüber dem Ausland wollen wir unsere völkerrechtlichen Pflichten erfüllen und auf dem Boden des Rechts die Ehre, Würde und Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft erhalten helfen. Das ist das Glaubensbekenntniß der Männer von Goldbach!"

Dieser Erklärung folgte diejenige an meine Freunde:

„Wie es den Gegnern unserer Verfassung gelungen ist, die Eintracht unter den Freisinnigen zu stören, das Vertrauen in rechtliche Leute zu untergraben, und Wahrheit, Friede und Recht, wenigstens auf eine Zeit lang, unter uns zu trüben; so mag es ihnen vielleicht auch gelingen, Manchen über die Ursache und den Zweck der Goldbacher-Adresse zu täuschen. Ich fühle mich deßwegen gedrungen, meinen Freunden, so gut ich es kann, zu erklären, wie diese Adresse entstanden ist und was sie bezwecken soll.

Nachdem keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die sogenannten Nationalen unsere bestehende Ordnung betrachten, wie die französischen Republikaner ihren König: als das mißlungene Ergebniß einer Revolution, die sie je eher je lieber durch eine zweite ersetzen möchten, so fragt sich ganz natürlich: Was haben **wir** zu thun, **die wir** diese Verfassung in's Leben gerufen, **die wir** sie für gut halten und **die wir** sie erhalten wollen?

Hierauf ist die Antwort kurz diese: Wir müssen das Gegentheil von dem thun, was unsere Gegner bis jetzt mit sichtlichem Erfolge gethan haben, indem sie zuerst die Männer, welche die Verfassung lieb gewonnen und treu befolgt haben, und nachher die Verfassung selbst verlästert, viel Besseres versprochen und vor Allem **sich selbst** gepriesen haben.

Wir müssen also den Männern, die treu an unserer Verfassung gehalten, unsere Erkenntlichkeit und Ergebenheit zu erkennen geben, die Verfassung selbst rechtfertigen und uns mit derselben zufrieden erzeigen. Dies ist der Zweck der Adresse!

Was vorerst den Mann betrifft, welchen die Adresse von Goldbach als denjenigen bezeichnet, um den sich die Freunde der bestehenden Ordnung zur Erhaltung derselben

versammeln wollen: so hätten wir unter uns keinen treuern und festern zu finden gewußt, und daß wir ihn nicht unter den Gegnern des Bestehenden suchten, das werdet Ihr wohl begreifen! Die Nationalen werfen uns vor, daß wir unsere Adresse an einen Einzelnen und nicht an den ganzen Regierungsrath gerichtet haben; allein dieser Vorwurf ist ungereimt: denn von dem Einzelnen, der überdieß Präsident vom Regierungsrathe ist, wußten wir, wie fest und treu er an unserer Verfassung hält; und wenn wir es nicht gewußt hätten, würden uns die Verfolgungen, denen er von Seite der Nationalen ausgesetzt ist, davon überzeugt haben. Von dem ganzen Regierungsrathe wissen wir dieses nicht und durften es nicht einmal vermuthen, weil, wenn der ganze Regierungsrath eben so fest an unserer Verfassung gehalten hätte, wie dessen Präsident, er diese Verfassung kräftiger gegen die Angriffe ihrer Feinde geschirmt haben würde, als er gethan! Wahrscheinlich wollte er erst abwarten, was überhaupt besser gefalle, das Bestehende oder etwas Anderes. Des Sinnes sind wir Männer von Goldbach nicht; wir halten fest an dem Beschworenen und wollen erfahren, wer mit uns hält und wer nicht; darum haben wir ein Panier entfaltet, das Jedermann kennt, keine Windfahne, die heute so und morgen anders weht. Hoffentlich wird sich bei diesem Anlaß unser Volk scheiden und erklären. Erst was die aufgeklärte, fest überzeugte, ehrliche und rechtliche Mehrheit will, hält Stich; so lange die Massen gemischt sind, und die Einzelnen nicht deutlich wissen, was sie wollen, verleihen sie keinen dauernden Sieg; darum ist es leichter, die Freiheit erringen als sie bewahren; leichter eine Revolution zu machen, als sie zum Guten zu wenden, und überhaupt leichter zu neuern, als zu bessern.

Zwar sagen uns die Nationalen, unserer Freiheit gehe gar manches ab, was sie erst zur vollkommenen stemple. So lange nicht das Volk die Regierung, sondern diese das Volk regiere, herrsche keine wahre Freiheit; und so lange die Regierung auf dem Rathhause, und nicht im Wirthshause sitze, sei das Volk nicht mündig.

Wir glauben dieser Lehre um so weniger, als sie von

keinen Freigewordenen, sondern von entlaufenen Unterthanen deutscher Fürsten herrührt, und daher nach der zerbrochenen Kette riecht. Daß sie einigen unserer regierlustigen Zechbrüder und eitelen Tröpfen gefällt, ist begreiflich: denn solche finden ihre Rechnung dabei.

Wir Männer von Goldbach wollen von solcher Freiheit Nichts, sondern sehen in der Befugniß, seine Stellvertreter frei wählen zu dürfen, den Inbegriff aller Rechte eines freien Volkes. Diese Stellvertreter sollen, auf die Verfassung gestützt, nach eigener Ueberzeugung handeln dürfen, können und wollen, sonst sind sie die erbärmlichsten Geschöpfe von der Welt, erbärmlicher als Fürstendiener, welche Einem Willen, demjenigen ihres Herrn, gehorchen, und nicht einem Haufen von Menschen, welche nicht etwa das Volk oder einen bevollmächtigten Theil desselben, sondern einen Auszug von Bürgern vorstellen, die nicht begreifen, daß sie, neben der Vollmacht, welche sie an ihre Geschäftsführer, die Regierung, ausgestellt, nicht selbst verhandeln können.

Die Nationalen wollen uns auch lehren, eine Regierung und ihre Beamten, selbst wenn sie aus dem Volke hervorgegangen, stehen gleichwohl in einem natürlichen Gegensatz zu diesem, und ein freier Staatsbürger dürfe weder jener noch diesen trauen.

Wenn das wäre, meine Freunde! wollten wir lieber alles Republikanisiren aufgeben; denn wo kein Glaube und kein Vertrauen mehr ist, da ist auch keine Freiheit möglich; da gehört ein Herr hin, und zwar ein strenger Herr, wie etwa der, welcher uns seine falschen Propheten ins Land gejagt hat. Was meint Ihr, meine Freunde! wie stände es um ein Bürgerthum, dessen Glieder sich zu erniedrigen glaubten, wenn sie in öffentlichen Dienst träten, und was würde hieraus für ein Beamtenstand entstehen? Welche Niederträchtigkeit bedürfte es, um sich so zum willenlosen Werkzeuge einer unbefugten Menge zu machen, die heute von diesem und morgen von jenem geführt würde? Wer möchte da Regierung heißen?

Es ist wahrhaftig bitter genug, der gewöhnlich undank-

baren Republik zu dienen, geschweige denn die Puppe von Leuten zu sein, die das Wesen der Freiheit in einer Pöbelherrschaft suchen, welcher sie in jedem ihrer Blätter das Wort reden.

Oder heißt das nicht der Pöbelherrschaft das Wort reden, wenn man in einem verfassungsmäßig geordneten Staate jeden Augenblick die Massen aufruft, um der rechtmäßigen Regierung zu drohen, sie zu meistern, zu tadeln, zu lästern? — Wenn man eine frei und auf kurze Zeit gewählte Bürger-Repräsentation und ihre Beamten dem Volke so entgegengestellt, wie man es etwa in einer Erbaristokratie thun könnte?

Ein Hauptsatz in der National-Freiheitslehre ist endlich der, daß bei Ruhe, Friede und Ordnung nichts herauskomme, als Erschlaffung des Freiheitsgeistes, Schande und Knechtschaft; daß nur innere und äußere Fehde den Bürgersinn stählen, die Freiheit festnen und die Republik mit Ruhm und Ehre erfüllen.

Zufolge dieser erbaulichen Lehre haben allbereits die nationalen Blätter durch ihre Verläumdungen, Verdächtigungen und Aufhetzungen nicht nur die innere Ruhe gestört, das Vertrauen erschüttert und einen großen Theil des Volkes mit Argwohn gegen seine Regierung und seine Verfassung und die Freiheit selbst erfüllt, sondern durch Anzettelungen aller Art es dahin gebracht, daß nicht blos die, unsern Grundsätzen natürlich abgeneigten Mächte, sondern auch das mit uns auf derselben politischen Grundlage beruhende Frankreich, das noch vor zwei Jahren die Schweiz gegen die Zumuthungen der russisch-deutschen Mächte in Schutz nahm, sich feindselig gegen uns gekehrt hat, und wir auf dem Punkte stehen, unser Vaterland, um der heillosen Umtriebe einer handvoll fremder Wühler willen, in unabsehbare Verwickelungen verflochten und unsere Freiheit selbst auf die gewissenloseste Weise aufs Spiel gesetzt zu sehen.

Freunde! dieses ruchlose Spiel hat uns Männer von Goldbach im Innersten empört, und unsere feste Absicht ist es, als pflichtgetreue Stellvertreter des ruhigen und rechtlichen Theils des Bernervolkes, unser Möglichstes zu thun,

diesem Unwesen ein Ende zu machen. Mag es uns nicht gelingen, so werden wir wenigstens feierlich jede Verantwortlichkeit von uns abwälzen, welche von daher unserem Vaterlande und seinen Vorstehern auffallen muß. Mit unserer Verfassung und der damit gewonnenen, regelmäßigen, auf ruhigem naturgemäßem Wege fortschreitenden Freiheit zufrieden, stellen wir alles Weitere Gott und der Zeit anheim; das Errungene hingegen wollen wir mit dem treuen Vorkämpfer, an den wir uns in unserer Adresse gewendet, aus allen Kräften wahren, und vertheidigen und dessen zum Zeichen haben wir die Adresse an ihn gerichtet.

Burgdorf, am 8. Oktober 1836.

Euer aufrichtiger Freund J. Schnell."

Der Sicherheitsverein.

Von dieser Auffrischung der Schutzvereine hinweg trat für eine Zeit lang ein Stillstand in den Anfechtungen der Nationalen gegen Herrn Schultheiß Tscharner und seine Freunde ein; ihre Angriffe galten jetzt mehr der Verfassung und den seit 1831 bestehenden Zuständen; sie rüttelten fortwährend bald an den indirekten Abgaben und bald an den indirekten Wahlen. Zwischenhinein gab ihnen die Bundesrevision und die auswärtige Politik manchen Anlaß zu Ansprüngen gegen Bern's Großen Rath und die Tagsatzung.

In Folge dieser beständigen Agitation entstand in einem großen Theil des Volkes eine gewisse Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit mit seinem Zustande, welche sich die Gegner der neuen Ordnung zu Nutzen zu machen suchten, indem sie unter dem Vorwande, dem Eigenthum und den Personen größere Sicherheit zu verschaffen, einen weit verbreiteten Verein bildeten, dem sie den Namen des Sicherheits-Vereins beilegten. Aus den Führern und Theilnehmern desselben ließ sich die übelverhehlte Lust, das Bestehende umzukehren, leicht errathen; zudem griff der Verein, seinen Statuten zufolge, in die Hoheitsrechte der Regierung ein.

Die Schutzvereine wirkten daher nach allen Kräften auf die Auflösung dieses Vereins, den hingegen ihre Gegner, radikale und reaktionäre, eben so eifrig vertheidigten, und man sah da die Herren von Tavel und Neuhaus gemeine Sache mit dem reaktionären Sauerteig des Großen Rathes gegen die Schnell und die Schutzvereine machen, die man sich nicht scheute, auf dieselbe Linie mit dem Sicherheitsverein zu stellen. Ja selbst den Herrn Schultheißen Tscharner wußten unbegreiflicher Weise diejenigen auf ihre Seite zu bringen, die ihm den Gnadenstoß zu versetzen im Begriffe standen.

Doch der Große Rath ließ sich nicht täuschen. Er löste, nachdem er den kurz vorher wieder in die Regierung berufenen Dr. Carl Schnell zum Centralpolizeidirektor ernannt hatte, den Sicherheitsverein auf und stellte die im Kanton gestörte Ruhe wieder her.

Ruhig floß der Rest des Jahres 1837 ab, an dessen Schlusse der Große Rath, um den Brüdern Schnell sein unbedingtes Vertrauen zu beweisen, den jüngern Bruder Johann auf den Landammannstuhl erhob. In dieser Stellurg fand sich dieser bewogen, bei Eröffnung der ordentlichen Sitzungen des Großen Rathes am 19. Hornung 1838 diese Behörde folgender Maßen anzureden:

„Hochgeachtete Herren!

Ihr schätzbares Zutrauen hat mir die unverdiente Ehre zugedacht, den Sitzungen des Großen Rathes im Laufe des Jahres 1838 vorzustehen.

Mit widerstrebenden Gefühlen folgte ich dem ehrenvollen Rufe, einzig im Drange der Pflicht, Ihnen, Tit., und der guten Sache, welche zu fördern Sie berufen sind, überall nach Kräften zu dienen, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Sollte es mir gelingen, Tit., in meiner Stellung eines Landammannes, den Anforderungen derjenigen zu entsprechen, welche mich an diese Stelle berufen haben, so wäre dieses der einzige Preis, um welchen es mich nicht gereuen sollte, einem Rufe gefolgt zu sein, den ich gewiß lieber und vielleicht auch weislicher abgelehnt hätte.

Erlauben Sie jetzt, Tit., daß ich Ihnen bei dem geeignet scheinenden Anlasse einer Eröffnung der dießjährigen

Sitzungen des Großen Rathes mit wenigen Worten den Standpunkt zu bezeichnen suche, auf dem sich das bernische Volk in seiner politischen Entwickelung befindet.

Bereits sind sechs Jahre abgelaufen, seit das Bernervolk sich selbst eine Verfassung gegeben hat. An diese sechs Jahre knüpft die Verfassung den Zeitpunkt an, nach welcher erst ein reifes Urtheil über dieselbe gefällt und ihm durch die gesetzgebende Behörde Folge gegeben werden darf.

An Urtheilen über unsern politischen Zustand fehlt es nicht, Tit., und eben so wenig an Wünschen für dessen Abänderung. Ob aber jene Urtheile gegründet, und diese Wünsche Ihrer Berücksichtigung werth seien: das, Tit., ist eine Frage, deren richtige Beantwortung nur aus einer ruhigen Prüfung unseres Zustandes hervorgehen kann. Erlauben Sie daher, daß ich Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick für diese Prüfung in Anspruch nehme.

Wer an der politischen Bewegung Theil genommen hat, von welcher das bernische Volk im Jahr 1830 ergriffen worden ist, kann sich nicht verhehlen, daß eine innere vorbereitende und eine äußere veranlassende Ursache zugleich die Wirkungen hervorgebracht haben, deren Folge unser gegenwärtiger Zustand ist.

Die Staatsveränderungen in Frankreich und in mehrern Kantonen der Schweiz haben, vereint mit dem Gefühle unseres Volkes, seiner Bevormundung entwachsen zu sein, die Verfassung hervorgerufen, unter welcher wir leben. Wer glaubt, daß in dem Augenblicke, wo jenes Gefühl bei dem regern Theile des Volkes zum klaren Bewußtsein geworden, und die Gelegenheit erschienen war, seine Befreiung zu verwirklichen — noch andere Absichten im Hintergrunde gelegen haben möchten, kennt unser Volk nicht, und thut ihm Unrecht. Erst nachdem der Sieg der freisinnigen Grundsätze entschieden, die Verfassung vollendet und angenommen war, wuchsen mit jedem Tage die Ungeduld und die Lüsternheit — nicht derjenigen, welche die Verfassung als das glückliche Endresultat einer immerhin gefährlichen Staatsumwälzung ansahen — sondern derjenigen, welche, mit dem allgemeinen Gewinn nicht zufrieden, die Revolution als ein Glücksrad

so lange im Schwunge erhalten möchten, bis alle ihre Hoffnungen erfüllt sind. Es frägt sich, Tit., können wir unsere Verfassung als die gedeihliche Saat ansehen, von deren zeitgemäßer Entwickelung wir alles dasjenige hoffen und erwarten dürfen, was ein freies Volk hoffen und erwarten darf? Oder müssen wir, an dem Gedeihen dieser Saat zweifelnd, nochmals in den ruhigen Gang unseres bürgerlichen Lebens eingreifen, um den Endzweck jeder Staatsveränderung, eine vernünftige Freiheit und das aus ihr nothwendig hervorgehende größtmögliche Wohlsein des ganzen Volkes, zu erreichen? Werfen wir zuerst einen Blick auf die Grundlagen unserer Verfassung, und untersuchen wir nachher, wohin uns ihre Entwickelung führen muß und wie weit sie uns in der kurzen Zeit von sechs Jahren bereits geführt hat.

Unsere Verfassung enthält alle Grundbedingungen eines freien, volksthümlichen Gemeinwesens. Das Volk ist sein eigener Herr; es wählt frei diejenigen aus seinen Bürgern, denen es die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten anvertrauen will, und kann dieselben nach kurzer Zeit ersetzen, wenn sie sein Zutrauen nicht mehr genießen, d. h. wenn sie nicht in seinem Sinne und Geist verwalten.

Das Urtheil über die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten ist in Wort und Schrift eben so unverkümmert, als die Verwaltung selbst öffentlich ist.

Ein gemeinschaftliches Glaubensband vereinigt uns zu einer christlichen Bürgergemeine.

Keiner unserer Mitbürger darf, insofern dies von Menschen abhängig ist, in seiner Geistesbildung so weit zurückbleiben, daß er sich der unschätzbaren Wohlthaten des Christenthums nicht theilhaftig machen könnte. Wir alle sind in Rechten und Pflichten vor dem Gesetze gleich.

Wer, Tit., in diesen wenigen Grundlagen nicht die Quelle jeder wünschbaren und jeder möglichen Freiheit erblickt, der täuscht sich wahrlich selber, indem er sich nicht sowohl nach einer Freiheit sehnt, die er schon genießt, als vielmehr nach der thätigen Ausübung einer Macht, die nur im Volke ruht.

Daß Einzelnen im Volke nach solcher Macht gelüstet,

ist eben so natürlich als wahr; ob aber das Volk selbst dahin strebe, bleibt nicht weniger zweifelhaft, als es ungewiß ist, ob die Befriedigung eines solchen Strebens für dasselbe eine Wohlthat wäre.

Unser Volk ist ein stilles, bescheidenes Volk, welches sein Glück weit mehr in dem unverkümmerten und unbeachteten Gedeihen seines innern kleinen Haushaltes sucht, als in dem geräuschvollen Gleise öffentlicher Wirksamkeit.

Eine getreue Verwaltung, die ihm gewissenhaft seine Rechte wahre und weislich seinen Pfenning spare, ist, was das Bernervolk von jeher gewünscht und im Jahre 1830 zu verwirklichen gesucht hat. Wenigstens war dieses der Sinn derjenigen im Volke, welche sich offen für eine zeitgemäße Aenderung unserer bürgerlichen Verhältnisse ausgesprochen haben, und die, weit entfernt, sich zum Regieren berufen zu glauben, vor der Möglichkeit erzittert haben, dadurch ihrem stillen Berufsleben entrissen zu werden. Den Beweis hierfür liefern die im Jahre 1831 getroffenen Wahlen. Wenn uns jetzt andere Leute glauben machen wollen, das Bernervolk sei mit den in seiner Verfassung enthaltenen Rechten und Freiheiten noch nicht zufrieden, sondern verlange deren Erweiterung und Ausdehnung, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, jene Leute kennen entweder den Geist unseres Volkes nicht, oder sie verwechseln ihn mit ihren eigenen An- und Absichten. Oder setzt es nicht die vollkommenste Unkenntniß des Zustandes voraus, aus welchem wir in unsere gegenwärtigen Verhältnisse hinüber getreten sind, um behaupten zu dürfen, wir seien derselben bereits entwachsen? Wahrlich, die Behauptung des Gegentheils: wir seien dafür noch nicht reif, käme mir weit weniger ungereimt vor.

Wenn auch bis auf den heutigen Tag nicht alle Früchte zur Reife gediehen sind, deren Keime in unserer Verfassung schlummern, so liegt die Schuld davon keineswegs an ihr, wie Viele zu glauben scheinen; sondern sie liegt an der Kürze der Zeit, welche ihrer Entwickelung vergönnt war. Denn was sind sechs Jahre im Leben eines Volkes? Ein Augenblick, während dessen es kaum gewahr wird, was mit ihm vorgegangen ist.

Darf man sich wundern, wenn ein Volk, das Jahrhunderte lang unter Vormundschaft gestanden hat, nicht schon im Augenblick seiner ausgesprochenen Mündigkeit alle Anstände und Schwierigkeiten der eigenen Geschäftsführung überwunden hat?

Dürfte man vernünftiger Weise annehmen, daß, so wie sich dasselbe für eine freisinnige Verfassung ausgesprochen haben würde, es zugleich auch eine hinlängliche Anzahl geeigneter Vollstrecker seines Willens darbieten werde — dieses Volk, das bekanntlich weder sehr unterrichtet, noch in der Kunst zu regieren besonders geübt war, und dem diejenigen, welche die größten Ansprüche auf jene Vorzüge machten, anstatt mit ihrer Erfahrung zu helfen, jetzt feindlich entgegentraten!

Oder stellt man sich vielleicht vor, die Folgen des verbesserten Unterrichts sollten bereits an unserer Jugend bemerkbar, und die Lehrzeit von sechs Jahren an den Erwachsenen so fruchtbar gewesen sein, daß wir uns mit dem Bestehenden nicht mehr begnügen können?

Wer die Menschen und ihre Geschichte kennt, läßt sich solches nicht zu Sinne steigen; er kennt den langsamen Gang der Kultur zu wohl, als daß er ihre Schritte nach Tagen messen wollte, und weiß zu gut, daß, wenn er sicher gehen will, er langsam gehen müsse, wie die Natur, die ihm lehrreich voranschreitet und nie, weder im Physischen, noch im Moralischen, weder im Einzelnen, noch im Ganzen, ohne Noth und ohne Gefahr einen Sprung thut. Besonnene Bürger haben dieses beherzigt, als es um eine Veränderung ihrer bürgerlichen Verhältnisse zu thun war, und weil sie nicht für sich und das jetzige Geschlecht allein, sondern hauptsächlich für die kommenden zu wirken gedachten, so haben sie es weniger auf eine frühreife Saat, als auf eine sichere Erndte abgesehen. Freilich konnten sie sich dabei nicht bergen, daß sie von Seite der Ungeduldigen und Genußsüchtigen auf jenen Widerstand gefaßt sein müßten, den, so lange es Gemeinwesen gegeben hat, Eigennutz und Unverstand dem gemeinen Wohl bereitet haben. Sie wundern sich deßwegen nicht über eine Lehre*, die seit einiger Zeit in unserm

gesegneten Vaterlande, von fremden und einheimischen Politikern so emsig verbreitet, als eindringlich empfohlen wird, und im Wesentlichen darin besteht, unser Volk glauben zu machen, es sei weder frei noch glücklich, sondern ihm fehle eben das, was zur vollständigen Zufriedenheit eines wahrhaft freien und glücklichen Volkes gehöre. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, Hochgeachtete Herren! ich hätte mich des schwärzesten Undankes gegen die göttliche Vorsehung schuldig zu machen geglaubt, wenn ich je dem Gedanken Raum gegeben hätte, wir gehörten nicht zu den gesegnetsten Völkern des Erdbodens, und uns bleibe etwas Anderes zu wünschen übrig, als der Bestand unseres unverdienten Glückes.

Es versteht sich von selbst, daß ich damit nicht gesagt haben will: wir seien, was wir sein sollten! Ich bin im Gegentheil von diesem Glauben weiter entfernt, als irgend Jemand! Aber das behaupte ich, daß, was dermal noch unserem vollkommenen Glücke abgeht, uns keine veränderte Verfassung, kein Geschrei der Fortschrittsmänner und keine Ungeduld noch Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande zu gewähren vermögen; sondern daß dieses einzig in der Selbsterkenntniß eines jeden von uns liegt, und in seinem aufrichtigen Bestreben, zu werden, wozu er von seinem Schöpfer berufen — und durch unsere Verfassung befähigt ist — ein tugendhafter Mensch und ein guter Bürger.

Diese Aufgabe bedarf zu ihrer Lösung weit weniger Einsicht, als der Entwurf eines befriedigenden Bundesvertrages; aber sie bedarf mehr Kraft und guten Willen; und darnach ringt man leider nicht, weil es zu viele Mühe kostet und zu wenig Ehre bringt.

Nicht die Form eines neuen Bundes ist das Ziel, nach dem wir zu streben haben; sondern der Geist, durch den erst ein besserer Bund möglich wird; der Geist des gegenseitigen Vertrauens, der brüderlichen Duldsamkeit und gemeinnützigen Aufopferung. Tugend läßt sich nicht gebieten, sie kann nur mühsam errungen und durch eigenes Beispiel gepflanzt werden.

Nicht die unmittelbaren Wahlen sind es, welche die

Freiheit eines Volkes sichern; sondern derjenige Grad politischer Aufklärung bei einem Volke, der auch den geringsten seiner Bürger vor Verführung und Bestechung sichert, wessen wir uns dermal schwerlich rühmen dürften, sondern es erst noch von der Zeit erwarten müssen.

Nicht das direkte Steuersystem ist, was die Staatskasten füllt und die Beitragenden befriedigt, sondern die Ueberzeugung im Volke, daß wir dafür da seien, das gemeine Gut zu äuffnen, und nicht dasselbe zu verzehren. Während sich der Fleißige abmüht, einen Theil seines Erwerbes für das Allgemeine zu erübrigen, freut sich dessen der Faule, in der süßen Hoffnung, um so leichter aus einer Kasse schöpfen zu können, die Anderer Fleiß und Sparsamkeit gefüllt haben. Helfe man zuerst der Trägheit und der Genußsucht ab, und gewöhne die Bürger an Genügsamkeit, so wird man nicht nöthig haben, den Besitzenden die Früchte langjähriger Entbehrungen abzujagen, um diejenigen zu befriedigen, die sich's lieber nicht sauer werden ließen, sondern für bequemer erachten, den Staat für ihre Bedürfnisse sorgen zu lassen. Man wird nicht nöthig haben, bei einem Vermögenszustande, um den uns alle Welt beneidet, und einem Steuersystem, über das nur diejenigen klagen, welche dazu nichts hergeben, dem Lande eine Wohlthat zu erweisen, welche alle Völker, die sie erfahren haben, als die drückendste Plage verwünschen.

Nein, Tit., wir wollen die kostbare Zeit, die uns zum Wirken vergönnt ist, nicht in einem nutzlosen Kampfe um leere Formen verschwenden, in einem Kampfe, der uns nur schwächen kann, indem er unsere Feinde stärkt. Nach dem Geiste wollen wir ringen, der unsere Vorfahren belebte, als sie noch klein und doch so groß waren! Nach dem Geiste der Einfachheit, der Bescheidenheit, der Mäßigkeit, der Wahrheit und des Rechts!

Diesem Streben steht in unserer Verfassung Nichts entgegen; sie fordert uns im Gegentheil überall und dringend dazu auf. Und stehen wir auch noch weit vom Ziele, so wollen wir um so rüstiger dahin wirken, woher uns erst das

Glück erwachsen muß, nach dessen Besitz wir uns nur zu voreilig und allzu wohlfeilen Kaufes sehnen!

Nicht politische Bedeutung macht uns stark; — Unschuld und Recht werden uns jederzeit besser schützen, als 100,000 Bajonette, denen man 200,000 andere und geübtere entgegenstellen kann.

Nicht Reichthum macht uns zufrieden. Wer sich nichts versagen kann, wird nichts erwerben, und wer sich nichts erwerben mag, wird nie zufrieden sein.

Auch nicht die Menge gelehrter Bürger macht uns glücklich.

Republiken haben von jeher mehr auf dem gesunden Verstande und dem geraden Sinne ihrer Bürger beruht, als auf einer todten Gelehrsamkeit, die nicht selten die Köpfe verdreht und die Herzen lähmt; und dem Christenthum haben wir es zu danken, daß wir nicht gelehrt zu werden brauchen, um gut zu sein.

Spiegeln wir uns doch in unserer eigenen Geschichte! Wann waren wir einig, stark, groß, geachtet, gesucht? Als wir noch nicht durch den Uebermuth lange genossener Freiheit, durch das Gefühl erlangter Stärke, durch den Stolz errungener Würden und das Verderben gewonnenen Ueberflusses in alle jene Fehler versunken waren, die heute noch, wie damals, das Grab aller Freiheit sind.

Werfen wir schließlich noch einen vergleichenden Blick auf die Verhältnisse anderer Kantone, so finden wir die nämlichen Bestrebungen achtbarer Männer, den Geist der Reform auf dem Wege des besonnenen Fortschrittes zu erhalten, und das einmal Gewonnene nicht durch unbesonnene Ueberstürzung zu gefährden, wie bei uns — nur mit dem Unterschiede, daß dort die Räthe wohlmeinender Bürger besser beherzigt wurden, und der wühlerische Eigennutz, der die Begierlichkeit der Armuth gegen den Besitz zu reizen bemüht ist, bei der vorgerücktern Volksbildung keinen so guten Boden fand.

Dort gelang es nicht, diejenigen, welche gegen das gesetzlose Treiben verkappter Jakobiner ankämpften, in den Geruch der Geldaristokratie zu bringen, obgleich sie, so gut

wie hier, den Zehnten für eine Schuld erklärten, und sich mit Erfolg einer entschädigungslosen Aufhebung widersetzten.

Niemanden kam es in Sinn, die St. Gallischen Staatsmänner, welche eine Verfassungsrevision zu hintertreiben suchten, der Aristokratie zu bezüchtigen; sondern man hielt es für einen Sieg der guten Sache, gegenüber dem Pfaffenthum, als die Hintertreibung gelang.

Im Thurgau widersprachen die freisinnigen Bürger einer Verfassungsrevision, ohne daß man sie für Stabilitäts-Männer ausschrie.

Im Großen Rathe von Zürich wurden diejenigen, welche der Pöbelherrschaft den Krieg erklärten und den indirekten Wahlen das Wort redeten, allgemein gebilligt.*)

In keinem Kantone ist davon die Rede gewesen, Sondergüter in eine gemeinsame Armenkasse zusammenzuwerfen, und doch werden diejenigen, welche bei uns solcher Unbill in den Weg treten, der Engherzigkeit beschuldigt.

Nur uns Bernern hat man vorgeworfen, in Betreff eines neuen Bundes auf einen schweizerischen Verfassungsrath angetragen zu haben, weil wir dessen Unmöglichkeit eingesehen hätten; der Vorwurf ist so ungegründet, als die übrigen; aber er zeigt deutlicher den Zweck und die Quelle der ganzen Verläumdungstaktik.

Es ist unzweifelhaft, daß, nach vergeblichen Versuchen in andern Theilen der Schweiz, den Umsturz des Bestehenden herbeizuführen, die Umsturzpartei ihre zersprengte Schaar in unserm schönen, glücklichen Kanton zusammenziehen wollte, um da Hader und Zwiespalt, als das sicherste Auflösungsmittel, zu pflanzen.

Wie weit sie es in ihren Bestrebungen gebracht hat, ist uns Allen bekannt. An uns ist es, diesem immer weiter um sich greifenden Unheil Einhalt zu thun, an uns, der überhandnehmenden Zwietracht zu steuern. Wir können es, wenn wir wollen! Versetzen wir uns zurück in jene Zeit des Vertrauens und der gegenseitigen Achtung. Verschließen wir von nun an Ohr und Herz aller fremden

*) Obgleich der Beschluß der Majorität in letzterer Hinsicht gegen sie ausfiel.

Zwischenträgerei, und erfrischen in uns lebendig das Andenken an jene Tage, wo ein und dasselbe Bedürfniß, ein und dieselbe Wahrheit uns verband. Lassen wir den Hader, und glauben wir, als redliche und aufgeklärte Bürger, fest und unerschütterlich an einander, so werden wir uns überzeugen, daß kein Bau in der Welt einer festern Grundlage bedarf, als die politische Reform, die nichts anderes sein darf, als der lebendige Ausdruck des allgemein erkannten Bedürfnisses, und durch nichts so sehr gefördert wird, als durch gegenseitige Aufklärung und Veredlung. Niemand wird bestreiten, daß unser Staatswesen an manchfaltigen Gebrechen leidet! Wo ist der rechtschaffene Vaterlandsfreund, der nicht auf Abhilfe derselben dächte?

Geben wir daher, Hochgeachtete Herren! zuerst das schöne Beispiel einer getreuen, kräftigen, verständigen und gerechten Verwaltung, indem wir unsere Verfassung pflicht- und zeitgemäß verwirklichen; zu ihren vielen nicht genug gewürdigten Vortheilen, die wir bereits genießen, noch diejenigen beifügen, welche als natürliche und nothwendige Folge ihrer fernern Entwickelung, die Aufgabe unserer künftigen Sitzungen ausmachen müssen: so werden uns alle Rechtlichen im Volke Dankwissen, unsere Verbündeten uns besser kennen lernen, und unsere mächtigen Nachbarn sich scheuen, in das harmlose Leben eines zwar kleinen, aber durch seine Unschuld und sein Recht starken Volkes einzugreifen.

Und sollte es im Buche des Schicksals geschrieben stehen, daß Tugend und Freiheit bei uns eine Zeit lang untergehen müssen, so können wir uns mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und mit dem Gedanken trösten, daß sie später wieder erstehen und gewiß einmal, wenn auch über unsern Gräbern, den Sieg davon tragen werden.

Das Traktandenzirkular hat Ihnen, Hochgeachtete Herren! angezeigt, welche Geschäfte Ihrer Behandlung zunächst unterliegen, und namentlich, womit wir heute beginnen, und somit erkläre ich Ihre Sitzungen eröffnet."

Der Napoleonhandel.

Hätte nicht ein äußeres Ereigniß das gute Vernehmen, in welchem die Eidgenossenschaft zu dem Könige der Franzosen stand, auf eine beklagenswerthe Weise gestört, vielleicht hätte sich der Kanton Bern der radikalen Umtriebe noch eine Zeit lang erwehren können, wenigstens hatten die Nationalen von ihrem Boden im Schicksals-Kanton bedeutend verloren; durch jenes Ereigniß aber wurde ihr Tummelplatz wieder in die Tagsatzung und in die Großen Räthe der radikalen Kantone verlegt, wo sie wieder freieres Feld für ihre Intriguen gewannen.

Prinz Louis Napoleon Bonaparte lebte lange Zeit bei seiner Mutter, der Königin Hortensia, auf ihrem Schlosse Arenenberg im Kanton Thurgau, wo er sich im Jahr 1832 einbürgerte. Im Jahr 1836 suchte er durch Ueberrumpelung Straßburgs, die er von der Schweiz aus eingeleitet hatte, die Krone Frankreich's an sich zu bringen. Der Versuch mißlang; der König Ludwig Philipp begnadigte den Prinzen und schickte ihn nach Amerika, woher er bald wieder unter dem Vorwande, seine kranke Mutter zu besuchen, nach der Schweiz zurückkehrte, wo ihn die französische Regierung nicht dulden wollte, sondern von der Eidgenossenschaft dessen Fortweisung verlangte.

Die Frage, ob jener das Recht zukomme, die Entfernung des Prätendenten aus der angrenzenden Schweiz zu begehren, und dieser die Pflicht obliege, ihren Mitbürger fortzuweisen, beschäftigten die eidgenössischen Behörden lange Zeit, und es hing zum großen Theile von dem Entscheide des Großen Rathes von Bern ab, in welchem Sinne die Tagsatzung das Gesuch der französischen Regierung beantwortet werde.

Die Nationalen, welche von einem Abschlage der Tagsatzung die Erfüllung ihres längst gehegten Wunsches, des Conflikts der Eidgenossenschaft mit dem Auslande erwarteten, ließen nichts unversucht, den Großen Rath von Bern gegen das Ausweisungsgesuch zu stimmen, und in der That erhielten sie bei der am 24. Herbstmonat erfolgten Abstimmung eine

Mehrheit von 2 Stimmen, indem 106 gegen 104 Stimmen die Abweisung des französischen Ausweisungsbegehrens triumphiren machten.

Der Verfasser dieser Darstellung, damals Präsident des Großen Rathes, hielt es für seine Pflicht, sein Möglichstes zur Abwehr eines, wenigstens denkbaren Conflikts der Eidgenossenschaft mit Frankreich zu thun. Er erließ deßwegen folgenden Aufruf an alle diejenigen im Lande, welchen Friede und Freiheit, Ruhe und Ordnung am Herzen lagen:

„Jedesmal, wenn, seitdem unser Volk das Recht erlangt hat, seine Ansichten über öffentliche Angelegenheiten frei zu äußern, der Meinungskampf eine gewisse Höhe erreicht, wird es, so scheint es mir, Pflicht eines Jeden, der Theil am gemeinen Wohl nimmt und eine Meinung hat, dieselbe so bestimmt als möglich auszusprechen. Er braucht deßwegen weder zu schreien, noch zu toben; er kann es ganz ruhig und nichts desto weniger fest thun.

„In der gewiß bedenklichen Lage, in welcher sich im gegenwärtigen Augenblicke unser Vaterland befindet, wird es aber zur doppelten Pflicht jedes Volksvertreters, mit aller Klugheit und Besonnenheit seinen Mitbürgern, die ihn zum Wächter ihres Seins bestellt haben, die Mittel und Wege anzugeben, durch die er die ihm anvertrauten köstlichen Güter der Freiheit und Wohlfahrt zu wahren gedenkt.

„Um dieses mit der gehörigen Klarheit thun zu können, ist es unumgänglich nothwendig, die Sachlage von etwas früher her in's Auge zu fassen und zu zeigen, wie sich die Dinge allmälig bis zu demjenigen Augenblicke gestaltet haben, in welchem wir uns befinden.

„Als durch den Einsturz des französischen Kaiserreiches und die Wiedereinsetzung des alten französischen Regentenstammes durch die verbündeten Mächte in ganz Europa der Friede hergestellt und so viel möglich die alte Ordnung der Dinge wieder eingeführt war, fiel es um die Mitte des Jahres 1829 dem damaligen König Karl X. ein, den Bestand der ihm wohlgefälligen Ordnung der Dinge dadurch zu sichern, daß er seine Unterthanen zu hindern versuchte,

ihre Ansichten und Meinungen über eine allfällige Aenderung derselben durch die freie Presse zu äußern.

„Der kurzsichtige König hatte sich aber in seinem Vorhaben verrechnet, weil sich die Franzosen das Recht, zu ihren gemeinsamen Angelegenheiten ein Wort mitsprechen zu dürfen, das ihnen in ihrer Verfassung gewährleistet worden war, nicht durch einen Gewaltstreich rauben lassen wollten.

„Sie empörten sich und jagten den wortbrüchigen König vom Throne.

„Nun entstand, da Alle nicht regieren konnten, die Frage: Wer soll Frankreich regieren?

„Um einer völligen Ordnungslosigkeit, dem größten Uebel, das eine Nation betreffen kann, zu entrinnen, litt das empörte Volk, daß für die erste Zeit diejenigen Männer die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernahmen, welche in der Versammlung der Volksrepräsentanten, in der Deputirtenkammer, gegen die königlichen Gewaltmaßnahmen protestirt hatten.

„Diese legten ihre bewaffnete Macht in die Hände des bekannten Generals Lafayette, Befehlshaber der Pariser Bürgerwache, der seiner freisinnigen Denkungsart sowohl, als seiner Feldherrntalente wegen der geeignetste Mann schien, den errungenen Sieg des Volkes über die Gewalt für die Zukunft fruchtbar und dauerhaft zu machen.

„Da diejenigen, welche jetzt die Gewalt in Händen hatten, dieselbe nicht behalten wollten, so fragte es sich weiter: wie soll Frankreich für die Zukunft konstituirt werden?

„Die interimistischen Gewalthaber bestellten einen Königsstatthalter in der Person des Herzogs von Orleans, den sie als einen Mann zu kennen glaubten, welcher die bestehende Verfassung Frankreichs in ihrem Sinne handhaben und verbessern werde — und machten ihn zum König der Franzosen!

„Mit welchem Rechte, ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, eben so wenig, als der Umstand, ob seine bisherige Sinnes- und Handlungsweise den Erwartungen und Wünschen derjenigen entsprochen habe, welche ihn zum Throne berufen haben — genug, Ludwig Philipp ward durch die

Macht und den Willen der französischen Volksrepräsentanten König der Franzosen!

„Sobald die Volksherrschaft in Frankreich an dem neu gewählten König einen Repräsentanten erhalten hatte, mußte es sich entscheiden, ob die verbündeten Mächte, welche die alte Dynastie in Frankreich wieder eingeführt hatten, zugeben würden, daß dieselben vom Throne gestoßen und an ihrer Statt ein König vom Volke gesetzt werde, oder nicht?

„Es ist möglich, daß Ludwig Philipp das Zepter und die Ruhe seines Reiches durch das Versprechen gegen die verbündeten Mächte gesichert hat, die volksthümlichen Grundsätze seiner Regierung nicht gewaltsam über die Grenzen Frankreichs hinaus zu verpflanzen, wie es die Republik und der Kaiser gethan; wir wissen es nicht, so wenig als wir wissen, ob es für die Freiheit selbst von Nutzen gewesen; wenn es geschehen wäre, — aber das ist gewiß, daß eine ungemessene Zahl von Freisinnigen dieses gehofft und erwartet haben, die zum Theil traurige Opfer ihres Irrthums geworden sind.

„Nicht so die Schweizer, welche sich unter dem Schirme ihres mächtigen Nachbarn ganz gemächlich der schimpflichen Vormundschaft entledigen konnten, welche seit 17 Jahren von einem selbstsüchtigen Städte-Bund, unter Mitwirkung der verbündeten Mächte, über sie verhängt war.

„Als später in den Jahren 1832, 33 und 34 eine große Anzahl versprengter Flüchtlinge das schweizerische Asyl-Recht suchten, und auf eine so unwürdige Weise durch Einfälle in friedliche Nachbarländer, und Beschimpfungen aller Art gegen befreundete Völker mißbrauchten, daß Oestreich ihre Fortweisung verlangen mußte, war es wieder Frankreich, dem die Schweiz ihre selbstständige Haltung zu verdanken hatte. Denn wenn damals der französische Gesandte in das Gesuch Oestreich's eingestimmt, oder gar die Wegweisung der in der Schweiz befindlichen französischen Republikaner und vertriebenen Prinzen mitbegehrt hätte — ich zweifle, ob sich Oestreich mit der ihm von der Schweiz angebotenen Garantie, die bekannter Maßen nicht weit her ist, begnügt haben würde.

„Wir Schweizer sollen uns also über die Regierung Ludwig Philipps nicht beklagen.

„Ob Deutschland, Polen, Italien, ob Frankreich selbst sich darüber zu beschweren Gründe haben, geht uns Nichts an.

„Ein Zweig der von der heiligen Allianz aus ihrem Glanze vertriebenen Kaiserfamilie, die Königin Hortensia, siedelte sich bereits vor 20 Jahren an den schönen Gestaden des Bodensee's im Thurgau an, und gewinnt durch ihren harmlosen Wandel und reichlichen Almosen die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Umgebungen, deren Behörden der fürstlichen Wohlthäterin auf keine bessere Weise zu vergelten wissen, als durch die Schenkung ihres Bürgerrechts an Hortensien's Sohn, Ludwig Napoleon Bonaparte.

„Das Alles wäre ganz schön und gut gewesen, wenn nicht im Oktober 1836 dem thurgauischen Bürger Bonaparte eingefallen wäre, zu versuchen, ob er nicht vielleicht ein eben so guter Bürger-König für die Franzosen abgebe, als Ludwig Philipp von Orleans.

„Er macht sich auf den Weg, nimmt Verabredungen mit französischen Offizieren der Garnison von Straßburg, und erscheint eines Morgens früh ganz unerwartet im Generalshabit daselbst, redet durch Proklamationen und mündlich die Garnison, Straßburg und ganz Frankreich an und erklärt ihnen, Ludwig Philipp habe sie betrogen und sei überhaupt kein König für sie; die Franzosen müßten einen Fürsten vom Blute Napoleon's haben, und indem er, Ludwig Napoleon, vom gleichen Geiste beseelt, wie sein großer Oheim, nie andere Interessen, als die ihrigen, gekannt, fordere er sie auf, mit ihm die Ehre, den Ruhm und den Glanz des französischen Kaiserreiches wieder herzustellen.

„Die Bedenklichkeiten einiger Obersten verhinderten den Ausbruch der Revolution und des Bürgerkrieges in Frankreich; denn schon war ein großer Theil der Garnison von Straßburg im Aufstande, und hätte nicht ein entschlossener Mann den Prinzen verhaftet und dieser seiner Seits keinen Widerstand geleistet, so weiß Niemand, was geschehen wäre.

„Der König von Frankreich, statt der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, und auf die Bitten einer ganz unschuldigen

Mutter, beförderte das junge Blut nach Amerika, und litt sogar, daß, als die vor Kummer kranke Mutter dem Tode zusehends entgegenging, der Sohn an ihrem Sterbebette die letzten Pflichten kindlicher Liebe erfüllen durfte.

„Nach dem Tode der Mutter wäre es eines Prinzen würdig gewesen, genossener Milde eingedenk, dahin zu gehen, wo er Niemandes Ruhe gestört hätte. Und ist dieses dem Prinzen nicht eingefallen, so hätte es der thurgauischen Regierung zu Sinne steigen sollen, ihren Bürger dahin zu weisen, wo er Niemandes Frieden getrübt hätte.

„Statt dessen unterhält der Prinz zu Arenenberg einen Prätendentenhof von allen geschnäuzten und ungeschnäuzten Abentheurern und Flüchtigen von nahe und fern, und leidet sogar, daß einer derselben, Namens Laity, ein Schriftchen verbreitet, worin der ganze Straßburgerhandel erzählt, erläutert, gerechtfertigt und mit allerhand Bemerkungen begleitet ist, die nicht undeutlich zu verstehen geben, daß man den Muth beim ersten mißlungenen Versuche nicht sinken lassen müsse, und das, was jetzt durch einen bloßen Zufall vereitelt worden sei, vielleicht später gelingen könne, zumal man sich in einer gar vortheilhaften Stellung und unter gut gestimmten Umgebungen befinde.

„Wenn früher die Ehre die thurgauische Regierung nicht zum Aufsehen gemahnt hatte, so hätten sie wenigstens jetzt ihre Pflichten gegen den Nachbar und die Eidgenossen zu ernsten Maßregeln veranlassen sollen.

„Aber die thurgauische Regierung hat andere Begriffe von Ehre, als wir schlichten Leute; sie setzt ihre Ehre darein, ihrem Mitbürger das Recht geltend zu machen, Unrecht thun zu dürfen.

„Jetzt kamen Winke von der französischen Regierung, welche die schweizerischen Behörden auf die völkerrechtlich-nachbarliche Stellung aufmerksam machten, in welcher die Schweiz gegen Frankreich stehe, ihr aber noch einen ehrenhaften Weg offen ließen, ihre vergessene Pflicht gegen den befreundeten und beleidigten Nachbar zu erfüllen.

„Aber auch die schweizerischen Behörden hegen solche Begriffe von Ehre und Pflicht, wie die thurgauischen.

Statt zu untersuchen, in wiefern die Beschwerden Frankreichs begründet seien oder nicht, nehmen sie das Maul voll und schreien aus vollem Halse: „Ihr habt uns nichts zu befehlen, wir sind freie Schweizer, eine selbstständige Nation, so gut wie eine, und als solche haben wir das Recht, zu thun, was uns beliebt und gefällt, auch das Ungereimteste, wenn wir wollen, und wenn ihr das nicht glaubt, so fragt unsere Gerichte und Rabulisten, die werden's euch schon sagen!" — Himmlischer Vater! Kann man so dummdreist sein!

„Wären es blos die Zeitungsschreiber und die Wirthshausschreier, die eine solche Sprache führten, so könnte man es noch begreifen, weil leider viele unserer Blätter in die Hände fortgejagter, erbitterter Müssiggänger oder verbrannter Köpfe gefallen sind, die, um ihrer Galle Luft zu machen, überall herumschnüffeln, wo sie ihre Basiliskeneier ausbrüten können; und weil bekanntlich die Politik beim Glase selten eine gar vernünftige ist.

„Aber daß nüchterne Regierungsräthe und Tagsatzungsgesandte vor Mittag so reden können, übersteigt allen Glauben, und es ist nur daraus zu erklären, daß solche durch die Volksgunst unversehens hoch gestiegene Personen einfältig und eitel genug sind, zu glauben, die Posaune der Zeitungen und das Geschrei der Zecher sei das Recht und die öffentliche Meinung, und um dieser und seiner Stellen sicher zu sein, müsse man mit den Wölfen heulen!

„Redliche Mitbürger! die Ihr nichts begehrt, als was Euch gebührt, Freiheit und Recht, laßt Euch von einem Manne, dem an seiner Stelle Nichts, am gemeinschaftlichen Wohle Alles gelegen ist, vor solchem Hochmuth und solcher Thorheit warnen. Glaubet ihm, wir stehen am Rande eines Abgrundes, dahin geleitet, nicht durch die Macht der Großen, die uns zum Theil mitleidig, zum Theil schadenfroh belächeln, sondern durch den Unverstand und den Hochmuth schwindliger Volksführer, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, der Welt den Beweis zu leisten, daß Freiheit eine schöne Idee, und Volksherr-

schaft ein leerer Wahn sei; indem sie, eine Schweizerbehörde, neu aus dem Volke hervorgegangen, dem Grundsatze ihrer einfachen Väter zum Trotze, durch schöne Redensarten und Advokatenkünste eine Pflicht wegzurechten gedenken, die ihnen das Völkerrecht auferlegt und um deren Erfüllung sie die ganze Nachbarschaft angeht.

„Oder läßt es sich etwa wegläugnen, daß ein Nachbar dem andern, vorausgesetzt, daß er mit ihm im Frieden leben wolle, den Gegenstand gegründeter Besorgnisse für seine Ruhe und Sicherheit zu entfernen schuldig sei?

„Wenn das Völkerrecht dieses nicht geböte, so würde es uns ja der gesunde Menschenverstand und unser Pflichtgefühl sagen!

„Oder ist das vielleicht kein gegründeter Gegenstand von Besorgnissen für die Ruhe und den Frieden eines Landes, wenn ein muthiger Kronprätendent von populärem Namen, nach einmal vereiteltem Versuche, die Krone zu gewinnen, zum zweitenmal wiederkehrt, und statt seine Begnadigung anzuerkennen, die verübte That durch eine Schrift rechtfertigen läßt, die schlimmere Absichten verräth, als sein früheres Beginnen?

„Oder entschuldigt es den Krone-lüsternen Prinzen, wenn er sich einen thurgauischen Bürger nennt, — er, der den Franzosen erklärt hat, daß er nie andere Interessen als die ihrigen gekannt habe?

„Oder soll sich der Prinz durch sein Schweizerbürgerrecht gegen Frankreich sichern dürfen, das er noch durch keinen zehnjährigen Genuß erworben hat, wie es das Koncordat der 22 Kantone will?

„Sollen wir, um die Ehre zu haben, unsern Mitbürger selbst strenger behandeln zu dürfen, als Frankreich es that, die gelindeste Vorsichtsmaßregel, welche eine gefährdete Regierung von uns verlangen kann, seine Wegweisung von ihren Grenzen, verweigern?

„Oder sollen wir etwa noch einmal unsere Garantien anbieten, wir, die wir wissen, wie es früher mit denselben gehalten war; die wir wissen, daß man zur Zeit noch an vielen Orten der Schweiz Aufrührer lieber versteckt, als be-

wacht, und Ruhestörer, statt sie wegzujagen, losspricht und zu Aemtern befördert? Solcher Landstreicher, deren das Land voll ist, das sie zum Tummelplatz ihrer Intriguen gemacht haben, und die sich jetzt um den Prinzen hermachen, wie die Geier um das Aas, in der Hoffnung, er dürfte der Zankapfel werden, um den sich glückliche Völker zerfleischen, wobei für Hungrige immer etwas abfallen dürfte!

„Ah! wenn wir noch die Alten wären, wir hätten uns die Lehre besser zu Nutze gemacht, die uns ein großer Dichter gibt, wenn er den Tell, indem er voll Abscheu Johannes Parrizida erkennt, den Seinigen zurufen läßt: Geht, ihr Unschuldigen, verunreinigt Euch nicht an diesem Schuldbefleckten!

„Oder fordert es unsere Ehre, daß wir das Unterfangen des Prinzen verfechten, weil er ein Thurgauer ist, und, wie er sagt, die Grundsätze der Volksherrlichkeit, nach seines Oheims Manier, über Frankreich ausbreiten will, wobei die Schweiz nothwendig gewinnen und ihren Ehrengästen die schönste Aussicht für die Zukunft eröffnet werden muß!

„Fordert es die Ehre, daß wir deßwegen die gerechtesten Zumuthungen unserer Nachbarn von der Hand weisen, unsere freundnachbarlichen Verhältnisse mit ihnen abbrechen und für den thurgauischen Prinzen und dessen Almosenseckel gegen Frankreich und halb Europa einstehen, erwartend, ob dasselbe vor den waadtländischen Guerillas und ihrem Speck erschrecken, oder aber nicht Spaß verstehen und uns mit Krieg von allen Seiten überziehen werde?

„Ein Fall, der um so eher zu erwarten stände, als die Ruhe gebietenden Mächte nicht ihre eigenen Interessen der Erhaltung des europäischen Friedens aufgeopfert haben werden, um den Spektakel in der Republik Salenstein ungehindert losgehen zu lassen!

„Oder glauben etwa der Prinz, seine Freunde und ihre Beschützer in der schweizerischen Tagsatzung, der Krieg mit Frankreich sei nicht zu fürchten; Ludwig Philipp werde sich hüten, ihn anzufangen, weil er selbst dabei mehr gefahre, als wir?

„Darauf wird sich kein Ehrenmann verlassen wollen. Einmal Friede und Freundschaft aufgekündet, müssen die Waffen entscheiden! Ein Entschluß, den man dreimal bedenken möge, weil nicht nur unsere Freiheit, sondern unser Sein auf dem Spiele liegt!

„Freilich sagen uns die Kriegslustigen, es brauche nur Krieg, so sei der Sieg der Freiheit gewiß, alle Völker harren auf Befreiung. Man hat das Gegentheil erfahren in Spanien, in Savoyen, in Canada, in Straßburg! Ein Narr, der zweimal traut!

„Aber feine Politiker geben uns zu verstehen, sie wissen mehr, als wir andern Dickköpfe; das Gesuch Frankreichs um Wegweisung des Prinzen sei gar nicht seiner eigenen Ruhe wegen gestellt worden, da ja Frankreich offenbar den Prinzen nicht zu fürchten habe; das Gesuch sei eine bloße Plackerei, um uns in Furcht und Verlegenheit zu setzen.

„Wer weiß, was in Straßburg vorgefallen und welche Folgen die Sache in ganz Frankreich gehabt hat, kann dieses nicht wohl annehmen. Aber gesetzt, es wäre so, man wollte mit uns nur Händel suchen, läge nicht gerade hierin ein Grund mehr, mit der größten Umsicht die Zumuthungen unserer Nachbarn zu prüfen, alle gerechten Forderungen gewissenhaft zu erfüllen, und ihre Abweisung — den Krieg — erst dann auszusprechen, wenn, nach aller Welt Urtheil, kein gutes Wort mehr für die Sache unserer Gegner zu sagen wäre.

„Das eben war der feste Hort unserer Väter und ihrer Freiheit, daß sie in ihrer Unschuld und Einfachheit allen billigen, ja oft unbilligen Zumuthungen ihrer Neider und Gegner Rechnung trugen, so lange noch eine Stimme für Frieden und Nachgiebigkeit gehört wurde, und erst wenn das Unrecht, das man ihnen anthun wollte, zum Himmel schrie, sich im Vertrauen auf Gott und ihre gute Sache getrost dem Tode weihten!

„Aber dahin ist es mit uns noch nicht gekommen; im Gegentheil braucht es aller Rechtsklaubereien unserer modernen Helden im Felde und im Kabinet, um das Volk glauben zu machen, seine Nationalehre sei durch das natürliche

und völkerrechtliche Ansuchen Frankreichs und der übrigen Nachbarstaaten um Ruhe, verletzt, und es müsse einmal zeigen, daß es weiter sehe als der Nase lang, und auch bei zweideutigem Rechte um kein Haar breit zu weichen geneigt sei, — damit die Welt eine hohe Meinung von seinem Ehrgefühl, seinem Muthe und seiner Stärke bekomme, und es in Zukunft ruhig lasse!

„Redliche Mitbürger! Unsere neuen Telle und Winkelriede können sich irren, und wir bescheidene Bürger die unschuldigen Opfer dieses Irrthums werden!

„Glaubet mir, unsere Ehre liegt einzig in der getreuen Erfüllung unserer Völkerpflichten, worin wir lieber etwas zu viel als zu wenig thun wollen; unsere Staatsweisheit darf keine andere sein, als im bescheidenen Gefühle unserer Geringheit, uns so wenig als möglich mit fremden Angelegenheiten zu befassen oder uns mit andern zu messen; und unser wahres Glück ist dasjenige, mit den Gütern, womit uns der Himmel so reichlich gesegnet, zufrieden, unschuldig und gerecht zu leben, damit wir dieses Glückes würdig seien und es unsern Kindern erhalten mögen!

„Das war auch der Glaube unserer Väter, und wer ein Mehreres begehrt und ein Anderes Euch räth, ist Euer Freund nicht! sei es ein Prinz oder ein Bettler, ein freier Bürger oder eines Herren Unterthan; das sagt Euch derjenige Euerer Mitbürger, dem die schwere Pflicht, die Ihr ihm auferlegt, nach Wissen und Gewissen für Euch zu sorgen und zu rathen, wohl bewußt und heilig ist.

J. Schnell."

Später eröffnete er die denkwürdige Sitzung mit folgender Rede:

„Hochgeachtete Herren!

„Gewiß bedauern Sie mit mir die traurige Nothwendigkeit, die uns heute mitten aus unsern friedlichen Geschäften heraus, außerordentlicher Weise hier zusammenruft, um uns mit schweren, ihrer Art und den betreffenden Personen nach völlig fremdartigen Interessen zu beschäftigen, die, wenn wir sie zu den unsrigen stempeln, von

den verderblichsten Folgen für unser Vaterland zu werden drohen.

„Es sind jetzt 40 Jahre abgelaufen, seit die französische Republik der damaligen Regierung unsers kleinen Freistaates, unter Androhung eines Krieges, zumuthete, ihre aristokratischen Formen gegen diejenigen der Nachbar-Republik umzutauschen.

„Die Regierung, für jene Zeiten stark, in der Meinung sowohl als in den Mitteln, berief gleichwohl Ausgeschossene vom Lande in ihre Mitte, um sich mit denselben über die verhängnißvolle Lage des Vaterlandes zu berathen.

„Einer der Ausgeschossenen, ein Mann von entschieden demokratischen Grundsätzen, redete mit aller Gewissenhaftigkeit eines treuen Bürgers gegen den Krieg und rieth zu jedem annehmbaren Mittel für Beibehaltung des Friedens mit solcher Offenheit, daß der damalige General von Erlach, später ein trauriges Opfer seines Uebermuthes, ihn der Feigheit zu beschuldigen sich nicht scheute, während ihm der regierende Schultheiß Steiger beim Abschiede sagte: Sie haben nicht in meinen Grundsätzen, aber als ein ehrlicher Mann gesprochen; Gott wolle, daß Sie sich geirrt haben!

„Dieser Ausgeschossene war mein Vater; er hatte sich nicht geirrt, aber mitgebüßt hat er, was er zu erwehren nicht vermochte.

„Heute fordert Frankreich, zu Erhaltung des Friedens und des Bestehenden, nicht von einer alten, einigen und opulenten Aristokratie, sondern von einer jungen, einbildischen und zerrissenen Demokratie, die Wegweisung eines französischen Kronprätendenten von seinen Grenzen.

„Wollen Sie, Hochgeachtete Herren! um der Maske willen, welche dieser Kronpratendent vor sein Gesicht nimmt, unser Vaterland den Gräueln eines Krieges preisgeben?

„Wählen Sie! Die Schicksale der Völker wie der einzelnen Menschen stehen in Gottes Hand! Ihre Sitzung ist eröffnet!“

Wenn auch nicht anzunehmen war, daß die Erwartungen

der Nationalen in Erfüllung gehen und Frankreich Krieg anfangen werde, sondern man merken konnte, daß nur ein loses Spiel mit der Schweiz getrieben werden sollte, so machte doch das gewissenlose und dabei so spreizende Auftreten der Nationalen im Großen Rathe einen so widerlichen Eindruck auf die Brüder Schnell, daß sie sich des Gefühles nicht länger erwehren konnten, sie paßten in keiner Weise mehr zu solchen Leuten, sondern alsogleich von ihren Stellen abtraten.

Der Klosterhandel.

Nachdem der englische Geschäftsträger mittelst des Wanderbuches, das er dem Prätendenten in die Tasche schob, den diplomatischen Schwank beendigt hatte, trat auf einmal im In- und Auslande ein wahrhaft wohlthätiger Ruhepunkt ein, und hätten jetzt die eidgenössischen Volksmänner etwas mehr an die Entwirrung der vaterländischen Zustände und weniger an ihr in beständigem Schwunge zu erhaltendes Glücksrad gedacht, der Zeitpunkt wäre gewiß geeignet gewesen, die Bundesverhältnisse auf freundlichem Wege zu ordnen.

Dazu hätte freilich mehr Sach- und Menschenkenntniß gehört, als unsere Radikalen besaßen, denen es um nichts anderes zu thun war, als Popularität zu erjagen und zu Meistern der Dämagogie zu werden; die Revolution durfte nicht stille stehen, das Volk nie zu Athem kommen, wenn man selbst vorwärts gebracht sein wollte.

Weil ihnen jetzt der Agitationsstoff auszugehen drohte, verfielen sie auf den Gedanken, die Glaubensverschiedenheit der Schweizer, diese nie versiegende Quelle von Bürgerzwist in unserm Vaterlande, von neuem auszubeuten und den etwas unbestimmten Wortlaut des §. 12 der Bundesakte, über die Aufhebung der Klöster in der Schweiz, zu einem Auflösungsmittel des Bundes zu benutzen, indem sie anfingen, das protestantische Bern, das zu keinen Zeiten irgend welche Gefahr von seinen katholischen Bundesgenossen zu bestehen gehabt

hatte, durch die einfältigsten Vorspiegelungen von daher drohendem Rückfall unter die Pfaffenherrschaft und Verdummung des Volkes, gegen die Katholiken aufzuhetzen.

Die Nationalen hatten schon bei Anlaß der Badener-Conferenz-Artikel auf Bürgerkrieg gehofft und mußten sich damals mit der zwar unblutigen, aber immerhin unheilvollen Besetzung des Bisthums Basel durch seine protestantischen Mitbürger begnügen.

Jetzt bei Anlaß der Aargauischen Klosteraufhebung gedachten sie's besser zu machen und wo möglich den armen Freiämtlern den Nacken mit Gewalt zu beugen.

Sie hatten bei Anlaß des Napoleonhandels Gelegenheit gehabt, aus der herausfordernden Sprache des Hrn. Neuhaus dessen Kriegslust kennen zu lernen, durch die er sich bereits die Schultheißen-Sporen verdient hatte, und in ihm den Mann erkannt, mit dessen Hülfe sie ihre Gewaltspläne gegen die katholische Schweiz am besten zur Ausführung zu bringen hofften.

Zu Anfange des Jahres 1841 fand der Aufstand im Freienamte und die darauf folgende Aufhebung der aargauischen Klöster durch den dortigen Gr. Rath Statt. Die Tagsatzung stritt sich das ganze Jahr hindurch über die Befugniß jener Behörde zu einem Akt, der offenbar dem Wortlaut des §. 12 des Bundesvertrages zuwiderlief. Man deutelte so lange an dem unbequemen Artikel bis man endlich überein kam, von der allgemein verhängten Aufhebung einige arme Frauenklöster auszunehmen, womit zwar die Behörden glücklich zur Ruhe kamen, nicht aber das Volk. —

Die konfessionellen Streitigkeiten.

Während die Protestanten durch Versammlungen und Adressen die Tagsatzung zur Aufrechthaltung des Klosteraufhebungsbeschlusses zu vermögen suchten, kehrten sich die Katholiken immer feindseliger dem unheilvollen Sonderbunde zu.

Mit der Klosteraufhebung traf ein nicht minder folgereiches Ereigniß zusammen, die Verfassungsrevision im Kan-

von Luzern, infolge welcher die radikale Regierung daselbst durch eine streng-katholische ersetzt wurde, wie denn die Gegensätze einander gewöhnlich hervorzurufen pflegen.

Bern, das protestantische Bern hatte schon zweimal seine Pfoten, oder mit Hrn. Neuhaus zu reden, seine 40,000 Bajonette hergegeben, um den radikalen Aargauerkatholiken ihre Kastanien aus dem Feuer zu holen, warum sollte es dies nicht auch ein drittes Mal thun?

Man drohte den katholischen Ständen so oft mit dieser Macht, daß sie sich nun auch enger an ihren Vorort anschlossen, und eine schützende Stellung gegen die Protestanten einnahmen.

Das war der Anfang des Sonderbundes, der zuerst zu bloßen Tagsatzungszänkereien über die Aufhebung der Klöster und die Kompetenzen des Bundes und der Kantone Anlaß bot, bald aber durch den Versuch der Katholiken, der ihnen drohenden Gewalt die geistige Macht der Jesuiten entgegenzusetzen, die Protestanten zur fanatischen Wuth trieb, an deren endlichem Ausbruch nicht zu zweifeln war.

Das war es eben, worauf die Radikalen schon längst gehofft hatten; sie ließen diese Gluth nicht mehr erkalten, sondern scheuerten sie auf jede erdenkliche Weise, wohl wissend, daß es sich dabei weder um ein paar Klöster, noch um ein paar Jesuiten, sondern um die gewaltsame Auflösung des Schweizerbundes handle. Sie lehrten ihre Gläubigen in den Rathssälen und auf freier Haide durch Wort und Schrift, daß alles Böse in der Welt von den Jesuiten herrühre, und daß Freiheit und Wohlfahrt mit ihnen zugleich in der Schweiz nicht bestehen können.

Der verständige Bürger schüttelte freilich den Kopf über solche Lehre, deren Ursprung er wohl merkte, indem er sich fragte: Was brauchen wir Schweizer doch eine größere Freiheit, als die wir uns selbst gegeben haben, oder noch geben können, wenn es uns beliebt! Wie können uns fremde Unterthanen über republikanische Verhältnisse schulmeistern, sie, die sie nie gekannt, uns, die wir fünf Jahrhunderte darin verlebt haben? Wie können diese Wühler von Ruhe und Ordnung reden, sie, die nichts Angelegeneres zu thun haben,

als dieselben immerfort zu stören? Was mögen diese Ausländer im Schilde führen, wenn sie uns mit ihren Landsleuten, mit denen wir in gutem Vernehmen stehen, zu entzweien trachten? Sollten sie nicht eher hergesandte Kundschafter sein, die da thun, als wüßten sie mehr, als wir, und mehr als uns zu wissen lieb ist? Wollen diese Landstreicher uns Bürgertugend lehren, die ihr Leben fern von der Heimath, an unserm Herde und auf unsere Kosten in Müßiggang und Liederlichkeit zubringen? Was müssen solche Abenteurer für eine Meinung von uns und sich selbst haben?

So dachte der verständige Bürger, indem er die aufgedrungenen Räthe dieser verdächtigen Rathgeber mißtreu von der Hand wies und seine leichtgläubigen Mitbürger vor den falschen Propheten warnte.

Hätte unsere Regierung dieselbe Meinung von diesen Volksverführern gehegt und ihre Stütze, statt bei ihnen, bei dem verständigen Theile ihres Volkes gesucht, unsere Zustände wären nie so tief versunken, als es leider geschehen ist. Aber die Regierung that gerade das Gegentheil von dem, was ihr zu thun obgelegen wäre; sie benutzte feile Seelen, um rechtliche Leute, die sich solchem Unwesen widersetzten, zu verdächtigen und außer Einfluß zu bringen. Sie stellte Beamtete an, die jedes Wissens baar, aller Sittlichkeit Hohn sprachen; den fortgewiesenen Ludwig Snell berief sie wieder nach Bern, und seinen längst zur Abberufung reifen Bruder Wilhelm nimmt Hr. Neuhaus unter seinen Fittig, um ihn sammt seinen Saufkameraden gegen anerkannte Ehrenmänner loszulassen und sie mit Schmutz zu beschmeißen! Eines wahren Schensals bediente man sich als Pasquillanten, um alles, was den Menschen theuer und heilig ist, zu verlästern und in Koth zu treten.

Solches geschah nicht nur in der Hauptstadt, es geschah auch in andern Gemeinden, wo man mißbeliebige Personen außer Kredit setzen wollte. Es würde zu weit führen, alle derartigen mir bekannten Vorgänge aufzuzählen; ich erinnere nur an Burgdorf und die Intrige, mittelst welcher Hr. Regierungsstatthalter Kohler die Schnell aus den dortigen Gemeindsbeamtungen entfernte, und an meine Klage bei Rath und XVI gegen diesen unwürdigen Beamteten, welche Hr.

Schultheiß von Tavel aus Rücksichten persönlicher Freundschaft niederzuschlagen beliebte. Vor allem aber erinnere ich an jene Schaar von Schreibern aus der verrufenen Schule der Nassauer, welche die Regierung dem ehrbaren Publikum zum Trotz nach Burgdorf zu senden für zweckmäßig erachtete.

Der Verfall.

Immer deutlicher entwickelte sich jetzt jenes Creaturen-Regiment, dessen Stützen Schmeichelei und Angeberei waren; die Polizei hatte keine Augen mehr für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sondern nur zum Ausspähen gefälliger oder mißfälliger Gesinnung der Bürger; die Justiz fiel in die Hände unfähiger Rechtsagenten, welche nichts anderes konnten, als gute Gesetze aus Rache gegen ihren Verfasser verzerren und verpfuschen. Der öffentliche Unterricht war Leuten anvertraut, welche davon keinen Begriff hatten; an der Hochschule wurde weniger studirt, als politisirt, gezecht und gerauft. Jedes gründliche Studium ward von vorneherein unmöglich gemacht, weil man aus Rücksichten übel verstandener bürgerlicher Gleichheit, jedem ungeschulten Dorfjungen die Hörsäle öffnete, und wenn er da, wie natürlich, nichts verstand, ihm in Zimmermanns Kneipe begreiflich machte, daß es nicht sowohl darauf ankomme, etwas zu erlernen, als vielmehr, ohne etwas erlernt zu haben, die verhaßten Städter aus dem Felde zu schlagen. Die Nassauer spielten ganz die Rolle der Sophisten von Athen zur Zeit des Sokrates, welche aus schmutzigem Eigennutz einer stellenlüsternen Jugend eine skeptische Tugendlehre und sozialistische Theorien subversiver Gesetzgebungen und Regierungsformen beibrachten, was bei der ohnehin herrschenden Begriffsverwirrung und überhand nehmenden Volksschmeichelei und Pöbelherrschaft natürlich großen Anklang fand. Mit Berufung auf Humanität und Vernunftglauben bemühten sich diese Sclaven der Sinnlichkeit, in den hohlen Köpfen ihrer Zuhörer den Glauben an das Christenthum zu untergraben, welche sich schon aufgeklärt dunkten, wenn sie sich desselben verschämten.

Anstatt, an die Lehrstühle der Theologie und Philosophie tüchtige Gelehrte zu berufen, welche von dem, durch die Metaphysik in letzter Zeit festgestellten Grundsatze durchdrungen, daß die denkende Substanz sich selbst so wenig zu erklären vermöge, als das Auge sich selbst zu sehen vermag, nach dem erhabenen Ziele der großen Geister aller Zeiten gerungen hätten, den unzweifelhaften Einklang der Endergebnisse aller wissenschaftlichen Forschung mit den ewigen Wahrheiten der Offenbarung mehr und mehr aufzudecken, war man im Gegentheil darauf bedacht, junge Freigeister herzubescheiden, welche durch allerlei pantheistischen Quark, wie das Subjektiviren des Christenthums und dergleichen Hegeleien einem verkehrten Geschlechte in Ausübung seiner Pflichten und Beruhigung der Gewissen zu Hülfe kommen sollten.

Wie an der Hochschule so sah es auch im Elementarunterricht aus. Anstatt die Lehrer mit den Grundfächern vertrauter zu machen, stopfte man sie mit allerlei Realien aus, und während sie Natur- und Weltgeschichte, Geographie und Kosmologie lehren mußten, war von Zehn kaum einer im Stande, ein Kapitel in der Bbel gehörig zu lesen, und noch viel weniger, es seinen Schülern zu erklären. Die Folge solcher Halbwisserei war, daß man zu viel wußte, um zu glauben, und zu wenig, um überzeugt zu sein! und wohin das führt, haben wir gesehen.

So ungefähr sah es am Schlusse des Jahres 1843 bei uns aus, als ich mich, den Bitten meiner Freunde im Emmenthal nachgebend, noch einmal in den großen Rath wählen ließ, nachdem ich fünf Jahre fast ausschließlich meinen Privatgeschäften gelebt hatte.

Ich war überrascht von dem entschiedenen Fortschritt, den unser Gemeinwesen in dieser kurzen Zeit seinem Verfall entgegen gemacht hatte, und konnte mich nicht enthalten, meinen daherigen Empfindungen in folgenden Briefen an meinen Bruder Luft zu machen:

1.

Datirt vom Rathhause in Bern im Dezember 1843.

„Wenn Du diese Briefe liesest, wirst Du vielleicht denken,

ich schreibe Dir Dinge, die Du besser wissest, als ich, was ich weit entfernt bin, in Abrede zu stellen, ungeachtet Du sie nur von Hörensagen und Lesen kennst, ich aber sie von Selbsthören und Selbstsehen weiß. Wären meine Mittheilungen also nur für Dich bestimmt, so würde ich eine vertrauliche Unterredung dem Briefschreiben vorziehen, um so mehr als ich Anderes, für mich Nützlicheres genug zu schreiben hätte, und im Gespräche viel Mehreres und geschwinder abgethan werden kann, als schriftlich.

„Meine Wahrnehmungen und Beobachtungen sind aber hauptsächlich denen bestimmt, die mich in Stand gesetzt haben, dieselben zu machen, und die deßwegen von mir zu erwarten berechtigt sind, daß ich sie über alles dasjenige in Kenntniß setzen werde, was ich in ihrem Namen gethan, gesehen und gehört habe. Nun kömmst Du zu allen jenen Freunden wöchentlich zweimal, während ich im Jahre kaum einmal; darum mußt Du den Briefträger machen, Du magst wollen oder nicht.

„Du kannst Dir leicht vorstellen, wie ungewohnt es mir vorkam, nach fünf Jahren, während denen ich fast ausschließlich meinen eigenen Geschäften obgelegen und nur zum Theil den Gemeindeangelegenheiten gelebt hatte, nun wieder in Bern im Großen Rathe 3 Wochen lang Sitz nehmen zu müssen, und hätte ich nicht einige alte, treu bewährte Freunde daselbst wieder gefunden, ich glaube, ich wäre vor langer Weile zu Grunde gegangen.

„Du kennst meine Neigungen, Du weißt, wie wenig ich nach demjenigen strebe, was so viele unserer heutigen Volksrepräsentanten bewegt, und ich brauche Dich nicht zu versichern, daß nur die dringenden Bitten einiger wohlgemeinten Freunde und der Gedanke, sie nicht im Stiche zu lassen, mich bewegen konnten, wieder in jene Marterkammer zurückzukehren, die ich noch ziemlich gleich, wenn nicht etwas schlimmer, bestellt fand, als ich sie verlassen hatte.

„Ein Blick muß sogleich jeden Unbefangenen überzeugen, daß eine ganz neue Zeit in unserm Gemeinwesen eingeschienen hat; es ist nicht mehr jenes uneigennützige Streben nach freisinnigern Grundsätzen und liberalern Regierungsmaximen

von Seite derer, welche nicht selber regieren, sondern nur gut regiert sein wollten, ersichtlich, wie zur Zeit der Gründung unserer Demokratie; es ist vielmehr eine eigentliche Regiersucht eingerissen, selbst bei Leuten, die noch vor zehn Jahren an ihrer eigenen Fähigkeit zu jeder Beamtung verzweifelt hätten, nunmehr aber ihre eigenen Väter schulmeistern möchten; so wahr es ist, daß ein hohler Kopf nicht ungestraft erhöhet wird, sondern dabei vollends sein Bischen Verstand einbüßt.

„Der Gr. Rath hat äußerlich ziemlich dasselbe Aussehen, wie früher, nur ist er etwas schwärzer, d. h. man hat unsern Landleuten, wie es scheint, verdeutet, daß ein schwarzer Ueberzug gar ein wichtiger Curialpunkt sei, in Folge wessen die Nationaltracht immer mehr verdrängt werden soll, was ich für meine Person gar sehr bedaure, weil ich weiß, daß mit der äußern Einfachheit auch die sittliche Einfalt verschwindet, und man darauf zählen kann, daß wer auf solche Aeußerlichkeiten großen Werth legt, desto weniger innern Gehalt hat, wie ich seiner Zeit an der Tagsatzung und ihren Trompetern erfahren habe. Ad vocem Trompeter — unser Gr. Rath hat auch welche, von denen sogar einer öffentlich angestellt, ein förmlicher Beamteter ist, was seine Schreibereien zu offiziellen stempelt, man mag darüber „nicht offiziell" schreiben, so lange man will; denn wenn ich dasjenige, was ich gesprochen, nicht mit demjenigen vergleiche, was er geschrieben, so habe ich — so nimmt man wenigstens an — das Geschriebene gebilligt, was doch nicht der Fall ist, weil ich ein ungebundenes Wort nicht hintennach weder mit der Schrift collationiren mag, noch kann! So geschieht es denn, daß man einem Sprecher von seinen Worten weglassen oder beifügen kann, was man gut findet, ohne daß er es ändern kann, was ein offenbarer Uebelstand ist, welcher noch die schlimme Folge hat, daß diejenigen unserer Hochmögenden, die einen großen Werth auf ihre Reden setzen, dieselben dem Reglemente zuwider zu Papier bringen, und dem Schreiber zu sorgfältigerer Aufzeichnung übergeben, damit sie der Nachwelt unverfälscht überliefert werden möchten. Ist das wohl recht und gut? Ich zweifle!

„Man sollte denken, weil nun einmal ein solcher offizieller Publizist angestellt sei, so werden wenigstens keine Andern den Zutritt haben; dem ist aber nicht so! Neben dem offiziellen befindet sich ein semi-offizieller Schreiber für die welsche Zunge, der Biograph unserer Staatsmänner, à dix sous la pièce, welcher den größten Theil der Sitzungszeit im Rathssaale herumstreicht. Und endlich sitzt noch in einer Ecke, wie eine Spinne im Gewebe, eine Art Libellist als Organ einer gewissen Brüderschaft, die sich's zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, einerseits durch Schmeichelei und anderseits durch Verläumdungen den verderblichsten Einfluß auf Regierung und Volk auszuüben, worüber das Nähere in einem folgenden Briefe.

2.

„Ehe ich den Faden meiner Erzählung da wieder aufnehme, wo ich ihn im letzten Briefe habe fallen lassen, fahre ich fort, über den Eindruck zu berichten, den die Versammlung des Gr. Raths nach 5 Jahren, in denen ich ihr nicht mehr beigewohnt habe, auf mich gemacht hat.

„Die Versammlung ist mir im Ganzen ruhiger und gesetzter, überhaupt stiller vorgekommen als früher, aber es hat mich fast dünken wollen, als ob diese Stille auf Kosten des freien Wortes, des rücksichtlosen Aeußerns seiner Gedanken und Gefühle erhalten worden wäre, in welchem Falle ich für den Gewinn eben nicht viel gäbe. Es ist mir gerade so vorgekommen, als dürfte man sich nicht mehr in's Auge blicken, und als dämpfte man gar sehr die Stimme, wenn man sich über öffentliche Personen oder Sachen etwas mitzutheilen habe. Ich weiß nicht, vielleicht habe ich mich geirrt, ich bin weder ein Lavater, noch habe ich die Chiromantie studirt, aber weder die Mienen meiner neuen Kollegen, noch ihr Händedruck kamen mir so offen und freundlich vor wie früher. Besonders schien mir auf den Gesichtern einiger Regierungsräthe der Ausdruck großer Bekümmerniß, gleichsam der Last des Regiments, und eines gewissen Mißtrauens in die Beständigkeit irdischen Glückes geschrieben zu

stehen, und dieser Ausdruck mag sich vielleicht auf den Gesichtern der zugehörigen Großräthe abgespiegelt haben, wenigstens schien es mir, als erblickten sie in mir nicht mehr den alten Freund und Bekannten, der nur zu rathen und zu helfen komme, sondern eher einen unberufenen Störefried. Einige Vertraute warnten mich sogar, doch nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen, sondern eingedenk zu sein, wie, während ich mich Gott weiß in welchen Winkel verkrochen hätte, die Macht der Republik gewachsen und damit zugleich ihr Boden glätter geworden sei; daß man mittlerweile den Franzosen-König gebändigt und dem Pabste ein Bein untergeschlagen habe, und daß man mit Leuten solchen Kalibers nicht vexiren dürfe! Kurz, man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß meine alte Sprache — vor Actium — gar nicht mehr am Platze wäre, sondern man seither angefangen habe, sich einer parlamentarischen Sprache, wie man sich ausdrückte, zu bedienen, was ich freilich nicht recht verstand, sondern in meiner Herzenseinfalt meinte, das wolle so viel sagen, als unsere Abgeordneten vom Kratiggraben und den Hahnenmösern seien unterdessen zu englischen Parlamentsgliedern befördert worden.

Ich hörte diesen wohlgemeinten Räthen zu wie eine Nebelkrähe, und nahm mir dabei fest vor, sogleich eine Prüfung meiner selbst anzustellen und mit meinem Gewissen strenge zu rechnen, nebenher dann den Geist der Versammlung etwas näher in's Auge zu fassen, um zu erfahren, woher eigentlich dieser unheimelige Wind blase. In meiner nächsten Umgebung konnte ich nichts bemerken, es schien mir im Gegentheil, als sitze ich unter lauter alten Bekannten und guten Freunden von der Emme Ufern her. Rechts von uns hatten die Anwohner der Aare und der Seen, sowie des Bisthums Platz genommen und vorn saßen, wie immer, die Regierungsräthe und die Abgeordneten des Herzens, d. h. der Hauptstadt des Landes, wobei mir unwillkürlich die naive Antwort jenes Sigristen an seinen Pfarrer einfiel, als dieser ihm zu verstehen geben wollte, es schicke sich nicht, in einer rothen Weste zur Kommunion zu gehen: das hat nichts zu bedeuten, Herr Pfarrer! wenn nur das Herz schwarz ist!

„Auf dem Präsidentenstuhle saß ein Landammann, der sein Amt besser verrichtete, als ich es je verrichten sah, sowohl bezüglich auf die Richtigkeit des Mehrsetzens, als besonders in Absicht auf die Ruhe und die Klarheit, womit er zweifelhafte Fälle entschied und seine persönlichen Ansichten und Meinungen eröffnete.

„Hierin glaube ich einen wesentlichen Fortschritt des Gr. Rathes wahrgenommen zu haben. Auch die Protokolle schienen mir kurz und bestimmt abgefaßt zu sein, nur mußte ich die Schwäche des Stimmorgans der Protokollisten beim Ablesen ihrer Protokolle bedauern, wodurch für mich wenigstens die Verifikation und Genehmigung derselben zur bloßen Formsache ward, bei der ich mich indeß getrost auf den Protokollisten selbst und auf den Landammann verlassen durfte.

„Die beiden Ammänner sind dieselben geblieben; ihre Funktionen sind ihnen durch die lange Dauer ihres Amtes so geläufig geworden, daß ich zweifle, ob man leicht Jemanden fände, der mit mehr Anstand und Nachdruck das Kommandowort ausspräche: Hochgeachtete Herren! zum Ballotiren rechts, erstens Willfahr, zweitens Abschlag!

„A propos von Hochgeachteten Herren! Diese von dem sel. Hrn. Schultheißen Lerber ausgeheckte Titulatur klingt doch wahrlich wie Spott auf eine Volksrepräsentation, und ich wundere mich um so mehr, als man sie noch nicht abgeschafft hat, als man es von gewisser Seite her, in der Auswahl der Hochgeachteten Herren selbst je länger je weniger genau zu nehmen scheint, wie wir ja deren bereits in Algier, auf dem Aarbergerthor und im Amtsblatt unter den Gantsteigerungen welche aufzuweisen haben. Zudem kann man von dieser Titulatur nicht sagen: sie ziere den Mann und koste nicht viel, indem nach vorgenommener Zählung ein, zwar sehr höflicher Sprecher, in einer einzigen Anrede hundertmal Hochgeachtete Herren! ausgesprochen hat, woraus man ungefähr abnehmen kann, wie viel diese gebotene Titulatur das ganze Jahr hindurch kosten mag.

„Damit will ich keineswegs gesagt haben, daß nicht viele hochachtbare Männer im Gr. Rathe sitzen; bewahre! Aber diese bleiben hochachtbar, sie mögen angeredet werden

wie sie wollen; während andere durch die gebotene Titulatur um kein Haar breit an Achtung gewinnen, so nöthig sie es auch hätten. Endlich dann kommen dabei unsere Mitbürger welscher Zunge in Nachtheil, denn zu ihnen redet man einfach per Messieurs oder Concitoyens! was gewiß viel besser klingt.

„Ehe ich diesen Brief schließe, noch ein Wort von unserm unverdrossenen Dollmetscher, welcher ohne Widerrede der bestgestimmte Mann im ganzen Rathssaale ist, und ohne seit 12 Jahren an seinem Organe am mindesten gelitten zu haben, mit lobenswerthem Eifer sein dreifach mühseliges Amt eines Schreibers, Lesers und Uebersetzers ausübt.

„So viel über das Aeußere unsers dermaligen Gr. Rathes; in meinem nächsten Briefe etwas von dessen Einzelnheiten, seinem Geiste und Leben."

3.

„Nach den wenigen Beobachtungen, welche ich während der letzten Sitzung des Großen Raths über dessen dermalige Stimmung zu machen Gelegenheit hatte, mußte ich mich überzeugen, daß diese Versammlung gegen früher bedeutend an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit abgenommen habe, sofern der Regierungsrath zwar keineswegs den ihm seiner Stellung nach natürlich zukommenden Einfluß auf dieselbe ausübt, hingegen eine kompakte Masse von wenigstens einem Drittel der ganzen Versammlung unbedingt an seiner Leine führt. Wenn ich die Zahl derjenigen, die durchaus nichts für sich ansprechen, sondern einzig und allein das gemeine Beste im Auge behalten, auf einen Viertel der Gesammtheit anschlage, so glaube ich nicht zu übertreiben; ungefähr eben so viele mögen eine systematische Opposition gegen die Regierung machen, und der Rest die flottirende Masse bilden.

„Diese Stimmung des Großen Raths dürfte so ziemlich die Abspiegelung derjenigen des Regierungsrathes sein, nur daß in diesem noch weniger Selbstständigkeit zu herrschen scheint, als in jenem.

„Ein eigentliches Regierungssystem befolgt der Regie-

rungsrath nicht; wohl aber eine in seiner Mehrheit deutlich ausgesprochene Richtung nach dem von seinen Erfindern sogeheißenen nationalen Regiment, welches darin besteht: die Gemeindehaushaltungen der einzelnen Schweizerkantone zu Staatshaushaltungen, und diese zusammen zu einem Bundesstaat, zu einer politischen Macht — zu stempeln; diese Macht denn auf einen Militär- und Beamtenstand mit Zentralgewalt zu stützen, und durch direkte Steuern, d. h. aus den Taschen der arbeitsamen, erwerbenden, sparenden und besitzenden Bürger zu erhalten; ungefähr nach dem Zuschnitt der deutschen Bundesstaaten, nur mit dem Unterschiede, daß man an Platz der Fürsten und Herren ein paar hungrige Brüder oder einbildische Tröpfe zu Aemtern und Ehren bringen möchte, ganz ad Modum dessen, was wir bereits im Kleinen, gleichsam als Versuch für die Zukunft der Eidgenossenschaft, bei uns gesehen haben.

„Die Wahrheit des Gesagten wird Niemand in Abrede stellen wollen, denn die Sache liegt auf der Hand; aber fragen wird man sich, wie verständige, rechtliche und habhafte Leute, wie deren in unserm Regierungsrathe auch sitzen, an derlei Unsinn Theil nehmen mögen?

„Diese Frage zu beantworten, soll der Gegenstand dieses dritten Briefes ausmachen.

„Nachdem in Folge des Revolutionssturmes, welcher von Frankreich her über unser Vaterland eingebrochen war, von denjenigen, welche nichts als Rechtsgleichheit suchten, das Familienregiment im Kanton Bern beseitigt war, thaten sich in Langenthal eine Anzahl Schweizerischer Patrioten zu einem Vereine zusammen, welcher zum Zwecke hatte, die neuen Kantonsverfassungen so viel möglich gegenseitig zu schützen und mit einander in Einklang zu setzen, weßwegen man diesem Vereine den Namen eines Schweizerischen Schutzvereines beilegte.

„So viel ich weiß, waren wir damals ausschließlich Schweizerbürger bei einander, welche durch Stiftung einer gewissen Anzahl von Lokalvereinen in ihren Heimathskantonen einen Zusammenhang der Gleichgesinnten im ganzen

regenerirten Vaterlande, und damit der neuen Sache Halt für die Zukunft verschaffen zu können hofften.

„Die Ausgeschossenen dieser Vereine kamen später in Zürich, in Schinznach und in Zofingen wieder zusammen, und da war es, daß ich zuerst zu meinem großen Verdrusse fremdartige, und wie die Erfahrung sattsam bewiesen hat, unsaubere Elemente den ehrlichen Schweizerpatrioten sich beigesellen sah.

„Ich kannte diese Fremden nicht; man bezeichnete mir dieselben als deutsche Lehrer und Publizisten, welche zum Theil in Zürich und Basel angestellt, sich mit politischen Zeitschriften befaßten, zum Theil von Hause vertrieben, in der Schweiz ein Asyl und Brod suchten.

„Obgleich mir diese Deutschen gleich Anfangs so vorkamen, wie ihre Münze, die nur darum zu uns kömmt, weil sie bei Hause verrufen ist, wir aber gut genug sind, sie dennoch anzunehmen, so ließ ich mir gleichwohl von meinen Zürcher- und Luzernerfreunden vorschwatzen, wie sehr ihnen im gegenwärtigen Augenblicke solche Waare zu Statten komme, da von ihnen nur Wenige die nöthige Muße, oder den Willen und die Fähigkeit zum Zeitungsschreiben besäßen.

„Ich mußte also zusehen, wie leichtsinnig man zum Nachtheil unserer Interessen unbekannten Fremden die Presse in die Hände spielte, und diese sie zunächst für sich ausbeuteten, dann aber, vereint durch sie, ihre antinationalen Zwecke auf Unkosten der Ruhe und des Friedens im Vaterlande, so wie des Einflusses und guten Namens seiner bewährtesten Bürger durchsetzten.

„Aber noch Schlimmeres sollte ich erfahren, daß nämlich jene Fremden unsere Freiheit eben so wenig begriffen, als sie derselben werth waren, sofern sie in geheime Gesellschaften verflochten und mit dem Auslande verbunden, nicht nur auf ihre eigene Freiheit verzichtet, sondern sogar diejenige unseres Vaterlandes und mit ihr unser aller Existenz auf die frevelhafteste Weise auf's Spiel gesetzt hatten.

„Mit solch' gewissenlosen Abenteurern durfte kein rechter Schweizer, durfte kein Ehrenmann gemeine

Sache machen! Das sagte mir mein Gefühl, und von jetzt an war mein Vorsatz fest, aus allen Kräften dem Treiben dieser Wühler entgegenzuwirken.

„Noch tröstete mich der Gedanke, die Agenten der Propaganda seien einstweilen nicht bis in unsern Kanton eingedrungen, und vielleicht werden sie zeitig genug erkannt, um wenigstens ferne von uns gehalten zu werden. Allein ich hatte mich getauscht! Die Hefe hatte schon gewirkt, und auf der Vereinsversammlung in Zofingen offenbarte es sich deutlich, daß man um jeden Preis ein von Fremden ersonnenes, weder auf unsere Sitten und Gebrauchen gegründetes, noch auf unsere Interessen berechnetes System einführen wollte, dem man indeß, um seine Abkunft und seine Mangel zu verbergen, den schön klingenden Namen eines n a t i o n a l e n beizulegen für gut fand. —

4.

„Es bedurfte wahrlich keines Propheten, um auf den ersten Blick einzusehen, daß die Form, welche man uns in Zofingen aufzudrücken bemüht war, nichts weniger als eine n a t i o n a l e sei, sondern im Gegentheil der Geist, welcher sich dort kund gab, dem Schweizer-Charakter geradezu widerstrebte. Denn warum war es in Wahrheit zu thun? Statt wie von Alters her unsere Freiheit nur auf unser heiliges Recht gegründet zu halten, sollten wir nun anfangen, auf unsere Macht zu trotzen! Fremden Hochmuth und fremde Anmaßung wollte man an Platz angestammter Demuth pflanzen! Die Fehler verwöhnter Herren einem unschuldigen Volke aufpfropfen! Die Macht wähnte man durch erzwungene Einigung widersprechender Interessen zu schaffen, als ob in solchem Zwange nicht Sünde gegen die Freiheit selbst, und der Keim endlosen Haders — des nothwendigen Zerfalls eines jeden Bundes gelegen wäre!

„Die Triebfedern jener Fremdlinge waren eben keine n a t i o n a l e n; sie waren nicht der reine Wunsch, uns Schweizer zufrieden und glücklich zu sehen; sie war vielmehr

Rache gegen die Fürsten, welche sie weggejagt, und Neid gegen ein Volk, das sich und uns frei gemacht hatte! Aus solchen Gefühlen gingen die Räthe hervor, mit denen uns jene Rathgeber beglückten.

„Nicht unsere Verhältnisse faßten sie in's Auge, sondern die ihrigen. Eine Zentralgewalt, eh' noch die Theile geeinigt waren; eine Einigung, eh' noch das Bindemittel gefunden war; Zwang, wo nur Freiheit wirken konnte und wirken sollte. Aecht deutsche Pedanterei!

„Und die Militärorganisation eines Volkes, das nur Einen Kampf zu kämpfen hat, den um Sein und Nichtsein, wozu es wahrlich weder Garnisonen noch Lustlager bedarf! Lächerliche Aefferei trauriger Don-Quixoten!

„Und ein Beamtenstand bei Republikanern, deren Freiheitsgenuß zum größten Theil in dem Bewußtsein liegt, zu jeglichem Amte gelangen zu können!

„Zuletzt dieß Alles theuer erkauft aus dem sauer erworbenen Verdienste eines arbeitsamen Volkes, dessen Tugend Einfachheit, dessen Charakter Sparsamkeit, und dessen größter Genuß der Besitz ist, um dessenwillen er sich jede Entbehrung gefallen läßt, und eben deßwegen in der Wohlfeilheit seines öffentlichen Haushalt dessen größten Werth erblickt.

„Doch was kümmerte jene Fremden das stille Glück eines bescheidenen Volkes? Sie führten ganz Anderes im Schilde, und wußten aus Erfahrung, daß wenn man an den Hochmuth, die Eitelkeit, den Ehrzeiz und die Genußsucht der Menschen apellirt, sich unter jeglichem Volke Sympathien regen! Darum ihr Geschrei: Gebt uns nur die Presse an die Hand! damit werden wir zu Herolden des Volkswillens und zu Verkündern der Freiheit! Wir preisen, wer in unser Horn bläst, und verlästern, wer sich zur Wehr setzt, und mit dieser Waffe werden wir bei Euch so gewiß an's Ziel kommen, als wir schon anderwärts dazu gelangt sind.

„Vergeblich warnten die Glieder des Bernischen Schutzvereins vor solcher Hülfe; die Zürcher- und Luzerner-, die Thurgauer- und Aargauer-Patrioten schlossen sich den Sie-

benmeilenstiefeln an, und ließen die Berner achselzuckend als Nachzügler im Stiche.

„Von da an theilte sich das Lager der Schweizerpatrioten in zwei einander entschieden entgegenstehende: In dasjenige der Fremden oder Nationalen oder Radikalen, wie sie sich auch nannten, und in dasjenige der Schweizer-Liberalen, welche nichts anderes bezweckten, als die Beseitigung des in ihrem Vaterlande eingerissenen Mißbrauches der Städte- und Familienherrschaft über das Land; wohlwissend, daß eine solche Beseitigung der allgemeine Wunsch der Schweizer sei, denen mit ihr alle übrigen Vortheile einer republikanischen Verfassung von selbst zufallen müßten.

„Damit konnten sich freilich die Nationalen nicht begnügen, da sie nichts Geringeres im Wurfe hatten, als die vollkommene Wiedergeburt des Schweizervolkes, dessen Sitten und Gebräuche, Vortheile und Gewohnheiten sie ohne Rücksicht auf Eigenthümlichkeit und Nationalität, mit Stumpf und Stiel auszurotten und durch neue zu ersetzen gedachten, weßwegen sie sich im Widerspruche mit Nationalen den Namen der Radikalen beilegten, eine Benennung, die in der That besser auf Leute paßt, die unabläßig an den Wurzeln unserer Nationalität wühlen.

„Noch bezeichnender indeß scheint uns für diese Menschenklasse der Name von Micheln zu sein, theils ihrer Abkunft und theils ihrer Verwandtschaft wegen mit dem Deutschmichel, dem Zerrbilde deutscher Nationalität, das sich so trefflich zu ihrem Feldzeichen schickt.

„Diesen Micheln also überließ man unbesonnen die schweizerische Presse; fast in jedem der regenerirten Kantone erschien ein oder mehrere Blätter, welche im Sinne und Geiste des Radikalismus den Schweizern Revolution predigten, sich unter einander gegen Andersdenkende verbündeten, und gegenseitig in Anmaßung und Uebertreibungen aller Art überboten.“

5.

„Der Haupthebel indeß, den die Radikalen zu Sicherung ihres Einflusses bei uns ansetzten, war die Errichtung von Hochschulen im Schweizerlande; ein Unternehmen, das, wie leicht zu erachten, weder des Volkes Willen, dem man besser Volks- und Industrieschulen gegeben hätte, noch der Wissenschaft zu lieb, für die wenigstens einstweilen durch die in allen größern Städten Helvetiens bestehenden Akademien mehr als genügend gesorgt war, betrieben wurde, sondern der Stellen wegen, welche dadurch für Leute des Berufes unserer Radikalen eröffnet wurden, wie sich später bei Besetzung derselben nur allzudeutlich herausgestellt hat.

„Obschon die Falle, die man damit den Liberalen überhaupt gelegt hat, ziemlich offen da lag, so rannten doch die Regierungen von Zürich und Bern um die Wette hinein, indem jede von ihnen die aufgeklärtere, die wissenschaftlichere und die volksthümlichere sein wollte, der es weder an Mitteln, noch am Willen gebreche, Hochschulen dem Dutzend nach in's Leben zu rufen, wenn es sich darum handle, dem gebildeten Deutschland nachzukommen.

„Umsonst zeigte man die Unmöglichkeit, mehr als Eine Hochschule in einem Lande von kaum zwei Millionen in Lebensweise, Sprache und Religion so ganz verschiedener Einwohner, mit der Aussicht auf einigen Erfolg zu gründen; umsonst bewies man durch die einfachste Rechnung, daß kaum Eine Universität in der Schweiz gehörig mit Lehrern bestellt, und von genugsamen Studirenden besucht werden dürfte; das half Alles nichts; eine blinde Eifersucht, angefacht durch die Ruhmtrompete stellenlüsterner Publizisten, bemächtigte sich der kurzsichtigen, um ihre Popularität besorgten Regenten, die nun einmal um jeden Preis jede ihre eigene Hochschule besitzen zu müssen glaubten, und so entstanden die drei Schweizer-Universitäten, die, ehe sie noch zu einigem Flor zu gelangen vermögen, in sich selbst wieder zerfallen werden.

„Wären die Berner den Zürchern gewichen, wie man ihnen gerathen; oder hätten sie wenigstens Anfangs die Zahl ihrer Lehrstühle in etwas beschränkt und mit Besetzung der-

selben so lange zugewartet, bis sich taugliche und fähige Lehrer gefunden hätten, so hätte man die zu bringenden Opfer den Bedürfnissen anpassen können. Aber eben das wollte man nicht; je mehr Hochschulen entstanden, desto mehr Lehrstühle gab es zu besetzen, und je geschwinder dieses geschah, desto mehr schlechte Waare fand man Absatz, ob zum Nutzen oder zum Schaden der Sache, fragte man nicht.

„Unser Erziehungsdepartement, unter dem Einflusse eines Mannes, der sich nie mit der Wissenschaft befasset, und von zweckmäßiger Einrichtung einer Hochschule keinen Begriff hatte, suchte den Werth einer solchen Anstalt mehr in der Zahl der Lehrstühle als im Gewichte der Lehrer, und legt ihr, nationalem Geschrei zu lieb, mehr eine politische als wissenschaftliche Bedeutung bei.

„Es überstürzte aus diesem Grunde die Berufung der Professoren und glaubte seine Zwillingsschwestern Zürich und Basel in Eröffnung günstiger Bedingungen für die Anzustellenden überbieten zu müssen, damit ihm ja der Vortheil des Vorganges nicht entschlüpfe, was für Bern die verderbliche Folge hatte, daß die andern Universitäten abstoßen konnten, was ihnen nicht zusagte, uns aber der Spuhlicht des ganzen Radikalismus zufloß.

„Diesem Andrange schlechter Waare wollten die liberalen Berner einen Damm entgegensetzen, und zugleich ihrer Regierung das Mittel an die Hand geben, allfällig bereits begangene Mißgriffe wieder gut machen zu können, indem sie dem Gr. Rathe einen Gesetzesvorschlag brachten, dahin gehend, den Regierungsrath anzuweisen, die Professoren der Hochschule nur auf eine jährliche Wiederbestätigung hin definitiv anzustellen.

„Bei diesem Anlasse trat die wahre Tendenz der Radikalen in's volle Licht, und wer nicht blind sein wollte, mußte sich von ihrer Selbstsucht und ihrem Eigennutz vollständig überzeugen.

„Das ganze Michelthum erhob über diese durch die Vorgänge so ernst gebotene Vorsichtsmaßregel ein wahres Huronengeschrei! Der damalige Schultheiß und der Große Rath von Bern wurden von der verbündeten radikalen Presse

auf eine Weise traktirt, wie sich nur die beiden ehrenwerthen Bürgermeister von Zürich, Heß und Hirzel, berühmen konnten, früher von ihr mißhandelt worden zu sein; und von da an hörte der Verläumdungskrieg der Nationalen gegen Bern und die Liberalen nicht mehr auf, bis es ihnen gelungen war, die Schutzvereine durch Nationalvereine zu verdrängen, die liberalen Gr. Räthe durch Nationale zu überstimmen, und diesen letztern lenksame, um den Preis gekühlter Eifersucht und befriedigten Ehrgeizes gewonnene Häupter vorzusetzen.

„Wahr ist es, bevor die Nationalen diesen Verzweiflungskrieg gegen die Liberalen begonnen, versuchten sie es mit denjenigen, welche sie als deren Führer bezeichneten, zu unterhandeln, indem sie Einem derselben nicht nur Ehren und Würden in ihrem geheimen Bunde, sondern sonst noch alles Liebe und Gute unter der einzigen Bedingung verhießen, daß er fürderhin nicht mehr das Allgemeine gegen ihre Privatinteressen in Schutz nehmen möchte. So wie sie aber merkten, daß hier ihre Lockungen nicht verfingen, und sie den Köder nicht besäßen, womit man den ächt Liberalen ködert, da schlug ihre Schmeichelei in den unversöhnlichsten Haß und in glühende Rachsucht gegen diejenigen um, deren Selbständigkeit und Uneigennützigkeit ihrer Versuchung widerstanden hatten."

6.

„Die Wiederbestätigungsfrage der Professoren an der Hochschule von Bern ward also nicht bloß zu einer Existenzfrage für die Michel, weil einige derselben bereits dort angestellt waren, und andere die Hoffnung hatten, es noch zu werden; sondern mit dem Entscheid dieser Frage sollte zugleich entschieden werden, ob in Zukunft die Regierung von den Micheln, oder diese von jenen abhängig werden, und ob überhaupt das nationale Prinzip in der Eidgenossenschaft Geltung finden solle oder nicht, weil ja die Nationalen den Ueberwindern der Wiederbestätigung ihre Mitwirkung zu

Erlangung der höchsten Stellen im Kanton und bei der damaligen Stimmung von Zürich und Luzern auch in der Eidgenossenschaft als Siegeskranz in Aussicht gestellt hatten.

„Man darf sich also nicht wundern, wenn, Dank sei es dem Erziehungsdepartement und dem damaligen Prätendenten des Schultheißenamtes, die Wiederbestätigung der Professoren an der bernischen Hochschule, von dem Gr. Rathe zwar nicht beliebt, hingegen diesen Beschützern der Hochschule das einstimmige Hosianna der nationalen Blätter und gleichzeitig den Liberalen ihr „Kreuzige" zu Theil wurde, eine Wendung der Dinge, die viele Wohlmeinende mit Bedauern erfüllte, und zum Theil auf ihren Rücktritt Bedacht nehmen ließ.

„Von dieser Zeit her rührt die bedeutungsvolle Bezeichnung unseres Kantons als Schicksalskanton und als moralischer Vorort durch die Nationalen. Von da an hießen die Schnelle Feinde der Hochschule, der Wissenschaft, der Humanität, der Kultur, weil sie diese köstlichen Güter gegen den Vandalismus einiger Cyniker in Schutz zu nehmen versuchten.

„Von da an war Hr. Schultheiß Tscharner ein alter, unfähiger Mann, ein willenloses Werkzeug der Schnelle, und mit ihnen an Frankreich verkauft; diese aber Neuaristokraten, Kleinstädter, kleinliche Verfolger der ehmals Bevorrechtigten, Spießbürger, Zöpfe, anmaßliche Dorfmagnaten, rohe Volksführer, jeder Bildung und Aufklärung feind, Materialisten, auf ihre Geldsäcke und Gültbriefe versessen, kurz, Alles, was den jedesmaligen Umständen angemessen und nationaler Verläumdung am wirksamsten schien.

„Wahrlich, der zehnte Theil solcher Verfolgung wäre hinreichend gewesen, die Schnelle, die nicht für sich, sondern für's Volk an den öffentlichen Geschäften Theil genommen, mit Eckel und Abscheu gegen ein Treiben zu erfüllen, dessen Urheber und Werkzeuge sie aus Herzensgrund verachteten, und denen sich ferner beizugesellen, sie nur die Besorgnisse ihrer Freunde vermochten, es dürften am Ende die Narrenstreiche der Nationalen unsere Freiheit gefährden, wenn nicht zu rechter Zeit ein Holla gemacht würde.

„Es fanden nämlich in jener Glanzperiode des Nationalismus in der Schweiz zwei an und für sich unbedeutende Ereignisse statt, die aber leicht durch den Hochmuth und die Verblendung der Nationalen zu den schlimmsten Folgen hätten führen können.

„Das eine dieser Ereignisse war die bekannte Nationalposse deutscher Handwerksburschen im Steinhölzli bei Bern. Unbegreiflicherweise glaubte der östreichische Gesandte seine Regierung durch diese Buberei beleidigt, und verlangte Genugthuung von der Eidgenossenschaft. Was war natürlicher und einfacher, als dem Gesandten oder seiner Regierung in einem Berichte die Sache zu erzählen und die Bedeutungslosigkeit möglichst herauszuheben. Aber unsere Nationalen verstanden das Ding nicht so, sondern hielten ihrerseits die Ehre der Eidgenossenschaft durch Oestreichs Gesuch verletzt, schalten jeden, der von gütlicher Beseitigung dieser Angelegenheit redete, in ihrer ächt nationalen Eisenfresserspräche einen Schlotterer, und hätte es von ihnen abgehangen, die Fastnachtsposse wäre zu einem Nationalspahn zwischen Oestreich und der Schweiz erwachsen.

„Etwas später versuchten die Gegner der neuen Ordnung in Bern gleichsam eine freundliche Abfindung mit der dortigen Regierung um ihre Autorität, eine Art zugestandener Reaktion, die sie ihr unter dem unschuldigen Namen eines Sicherheitsvereines aufzubinden hofften, und auch aufgebunden hätten, wenn nicht damals der Gr. Rath, mit Hülfe der Schnelle, den Nationalen den Kopf zurecht gesetzt hätte.

„Solcher Michelstücklein folgte eines auf das andere, welche alle zu erzählen hier nicht der Ort ist, sofern diese Briefe keine historische Darstellung nationaler Großthaten enthalten, sondern nur dem Gedächtniß zu Hülfe kommen sollen, sich die Gestaltung der gegenwärtig bei uns bestehenden Zustände besser vorstellen zu können.

„Ich erinnere bloß noch an die Spionengeschichte des Conseil, aus der uns nationale Nabulisterei eine gleiche Verlegenheit bereiten wollte, wie die Schneidergesellen im Steinhölzli und schließe dann mit jenem höchsten Paroxysmus na-

tionaler Tollheit, mit dem Schweizerbürger en théorie, wo es an einem Haar gehangen hat, ob unser Vaterland, einem verrückten Abentheurer zu lieb, dem Einfall fremder Heere preisgegeben werden solle, oder nicht? Noch heute, wenn ich mich in jene Sitzung des Gr. Rathes zurückdenke, dünke ich mich in ein Narrenhaus versetzt, und die größte Selbstverläugnung, die ich mir je angethan, ist die, wieder dahin zurückgekehrt zu sein. Es ist ein Opfer, das ich nur aufrichtigen, um die Freiheit bekümmerten Freunden bringe, damit sie mir nie vorwerfen können, ich habe den Muth nicht gehabt, den letzten Kampf für dieselbe, wenn auch hoffnungslos, mitzukämpfen!"

7.

„Meine Leser mögen vielleicht die im vorigen Briefe geäußerten Ansichten über unsere politischen Zustände und seine Aussicht in die Zukunft etwas trübe finden und denken, der Briefsteller lege zu großen Werth auf gewisse Persönlichkeiten, und zu wenig Gewicht in die Macht der Umstände, von denen doch am Ende Alles in der Welt abhänge. Dem ist aber nicht so! Der Verfasser dieser Briefe legt im Gegentheil gar keinen Werth in irgend welche, und am allerwenigsten in diejenigen Personen, welche den thätigsten Antheil an unserm Emanzipationskampfe genommen haben, und erblickt eben in dieser Werthlosigkeit der Personen den Hauptgrund alles Uebels. Er wird es versuchen, diese Ansicht seinen Lesern in dem vorliegenden Briefe anschaulich zu machen.

„Nachdem in Folge des im vorigen Briefe erwähnten Schweizerbürger-Handels die Schnelle ihren Rücktritt aus dem Gr. Rathe von Bern genommen hatten, feierten die Nationalen sowohl dort als in der übrigen Schweiz den längst ersehnten Triumph über ihre hartnäckigsten Gegner, und fuhren nun mit vollen Segeln dem erwünschten Ziele zu.

„Die gleichen Leute, welche die Badenerkonferenz angesponnen hatten, und aus ihrem Mißlingen hätten merken

sollen, wie es bei unserm katholischen Volke in Glaubenssachen noch stehe, kamen nun gar auf den unsinnigen Gedanken, unsere helvetischen Glaubensartikel von der Zürcher-Hochschule aus zu reformiren, und beschieden zu dem Ende einen neuen radikalen Luther aus Deutschland her, welcher sich keine geringere Aufgabe gestellt hatte, als durch eine ächt radikale Vermenschlichung unseres göttlichen Erlösers, den Schlußstein des christlichen Lehrgebäudes auszuheben, und damit den seligmachenden Glauben unseres Volkes in seinen Grundfesten zu erschüttern. Es ist dieses wohl der schlagendste Beweis, daß es den Radikalen nicht nur am Wissen und Verstand, sondern vielmehr noch an aller Tugend und Sittlichkeit gebreche.

„Schon die an sich unschuldige Badener-Reform führte im Kanton Bern zu einem Aufstande, der, wäre er nicht im Keime erstickt worden, ohne Zweifel mit einer politischen Reaktion geendet hätte. Wie vielmehr mußte man von der Straußiade, die unser protestantisches Volk in seinem innersten Heiligthum bedrohte, eine allgemeine Empörung gewärtigen, die zwar möglicherweise auch mit Gewalt hätte unterdrückt werden können, (wenn nämlich den verständigern Zürchern ihr Gewissen erlaubt hätte, in einer Sache Gewalt zu brauchen, die sie von Anfang her verdammen mußten), so aber den bedauerlichen Zürcherputsch zur Folge hatte, dem zum Opfer der edelste Bürger Zürichs fiel.

„Daß auch diese im Grunde religiöse Reaktion eine politische Wendung nahm, war die nothwendige Folge des allgemeinen Hasses, der sich jetzt nicht sowohl auf die freisinnigen Grundsätze, als vielmehr auf diejenigen Glieder der zürcherschen Regierung warf, denen man das Unverantwortliche Schuld gab, und die man durch solche ersetzen zu sollen glaubte, von denen wenigstens das Volk bei seinem Heiligsten geschützt bliebe.

„Man mußte blind sein, wollte man nicht aus derselben Quelle den Konfessionsstreit im Aargau und die Reaktion im Kanton Luzern herleiten, welche beide in ihrem Entstehen offenbar religiöser Natur waren, aber in ihrem Fortgange

durch das von den Gegnern der politischen Reform mißleitete Volk einen politischen Charakter annehmen mußten.

„Wie sollte es übrigens anders werden, wenn nicht nur das in seinem Glauben angefochtene katholische Volk sich gegen die Nationalen empört, sondern nach und nach ihr eigen Fleisch, ihre eifrigsten Anhänger und Freunde, wie Christophor Fuchs, Baumgartner, Constantin Siegwart aus Eckel an ihrem Treiben von ihnen abfallen und in's Lager der Feinde übergehen!

„Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Was in Zürich und Luzern geschah, wird auch in Bern geschehen; denn auch es ist, und zwar schwerlich ungestraft, dem Radikalismus verfallen!

„So viel hatte ich geschrieben, als ich, mein Lieber! deinen Entschluß vernahm, uns zu verlassen. Wenn ich auch nicht daran dachte, daß wir uns nimmer sehen sollten, so war doch mein Geist gelähmt. O so Vieles hätte ich dir noch zu sagen gehabt! Ich verspare es auf unser Wiedersehen, wo wir uns Schöneres mitzutheilen haben werden, als hier im Schlamme menschlicher Leidenschaften; dein Mund ist verstummt — der meinige wird es auch. Leb' ewig wohl!"

Der Tod meines Bruders machte mir mein öffentliches Leben vollends unerträglich, kaum, daß ich mich entschließen konnte, im Gr. Rathe auszuharren.

Der Sonderbund und die Jesuiten.

Das Jahr 1844 ward übrigens für Bern verhängnißvoll. Die konfessionellen Streitigkeiten der Eidgenossen wurden mit steigender Erbitterung geführt, die Jesuiten an den katholischen Vorort berufen, welcher nach langwierigen Konferenzen endlich den siebenörtigen Sonderbund, ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß der Katholiken gegen die Protestanten, zu Stande brachte. Die Fortweisung der Jesuiten aus der Eidgenossenschaft und die Auflösung des Sonder-

bundes beschäftigten die Tagsatzung und die Kantonsräthe volle drei Jahre. Die Ansichten waren über beide Punkte im Bundestage und den Kantonsbehörden getheilt, sowohl was die Kompetenzfrage, als die Mittel betraf, die der kompetenten Behörde zur Ausführung allfälliger Beschlüsse zu Gebote standen; doch überwogen die Stimmen für Gesetzlichkeit und friedliche Beilegung des Zwistes immer noch die für ein rücksichtsloses Einschreiten der Bundesgewalt erhobenen, was gerade nicht die Rechnung der Radikalen machte, welche, wie bei frühern Anläßen, auf des mächtigen Berns Ausschlag zählten.

Die dortige Regierung stürmte mit vollen Segeln dem Radikalismus zu, der mit jedem Tage mehr Boden im Gr. Rathe gewann. Hr. von Tavel, der seit längerer Zeit aus demselben zurückgetreten war, wurde neuerdings in denselben zurück, und unmittelbar darauf, als designirter Nachfolger des seit langem schwer erkrankten Schultheißen Tscharner, in die Regierung berufen. Am 9. Mai erfolgte Hr. Tscharners Tod und vier Wochen nachher Hr. von Tavels Ernennung zum Schultheißen, ungeachtet der Verstorbene im Gr. Rathe noch nicht ersetzt, mithin derselbe nicht vollständig ergänzt war, wie es das Reglement für die Wahl des Schultheißen vorschreibt. Hieraus konnte man vorläufig abnehmen, was für ein Geist im Gr. Rath herrschte, und wessen Geistes Kind der neue Schultheiß war.

Bezeichnend war es auch für diese Zeit, daß gerade jetzt die Parteinamen der Stadt- und Landpartei aufkamen, und man offenbar darauf hinarbeitete, je mehr und mehr rohe Elemente zu Einfluß zu bringen, wie die Ersatzwahlen der im Laufe desselben Jahres verstorbenen Herrn Koch und Fellenberg bewiesen.

Wie der Schultheiß zum voraus designirt war, so hatte man auch einen Landammann in Bereitschaft; Nicht daß nicht über des vorigen ausgezeichneten Vorstand nur Eine Stimme gewesen wäre, sondern weil man eine radikale Creatur haben mußte, deren aus dem Leben gegriffene Charakterschilderung dem Volksfreunde einen Preßprozeß über'n

Hals gezogen hat. Hr. Blösch hatte als Landammann Eigenschaften entwickelt, welche bei den Schultheißen den Schlaf verscheuchten und diese Nebenbuhler um die erste Würde in der Eidgenossenschaft von Stunde an einigten, um dem gefährlichen Manne allerwärts entgegenzutreten. Dieses war der Anfang aller radikalen Verläumdungen und Verdächtigungen gegen Hr. Blösch, welcher schon damals von den Radikalen als ihr personifizirter Gegensatz und als der Todesengel ihrer dämonischen Natur erkannt, und darum von ihnen auf Tod und Leben verfolgt wurde; aber je ärger sie ihn verdächtigten, desto reiner ging er aus dem Verdachte hervor, und desto schmutziger erschienen seine Verläumder in ihrer ganzen Blöße. Hr. Blösch war noch nicht vom Landammannstuhle abgetreten, als die Luzernerflüchtlinge einen Versuch wagten, ihre Regierung zu stürzen Die Art und Weise wie der neue Landammann und die Regierung von Bern davon in Kenntniß gesetzt, der wirklich noch funktionirende Hr. Blösch hingegen übergangen wurde, sowie die Vorkehren, welche man von Bern aus getroffen hatte, lassen an einem damaligen Einverständnisse nicht zweifeln. Der Versuch mißlang jedoch, wurde aber nichts destoweniger zum Vorwande gebraucht, die Bevölkerung des angrenzenden Bernergebietes gegen Luzern aufzuhetzen. Auf allen Punkten des Kantons wurden Volksversammlungen angestellt, die zum Theil von Regierungsgliedern und öffentlichen Beamteten geleitet wurden, und wo es galt, die für Ordnung und Gesetzlichkeit kämpfende Partei Blösch-Schnell, wie man sie jetzt nannte, als Jesuiten und Volksfeinde zu verschreien, und den großen Rath zu einer Instruktion auf die nächste Tagsatzung zu nöthigen, welche nichts minderes als die gewaltsame Austreibung der Jesuiten und die Auflösung des Sonderbundes beantragen sollte.

Der Freischaarenzug.

Die Regierung ließ ruhig gewähren, ja sie drückte die Augen zu, um nicht sehen zu müssen, was unter ihren Augen

vorging, die Zurüstungen zu dem zwei Monate später erfolgten Freischaarenzuge: sie konnte ja dann sagen, es sei ihr nichts Offizielles davon bekannt geworden, wie seiner Zeit Hr. Neuhaus von dem stadtkundigen Lebwesen Wilhelm Snell's aussagen durfte; da suchet die Jesuiten, ihr radikalen Heuchler, und nicht bei Hrn. Blösch.

Die Tagsatzungsinstruktion, welche der große Rath auf diese Vorgänge hin erließ, war, wenn auch ein starker Schritt der Gewalt zu, doch noch nicht nach dem Geschmacke der Radikalen, daher sie sich anschickten, selbst Hand anzulegen.

Welches Gewebe von Ränken von den Freischaaren angezettelt werden mußte, damit sie endlich ihre schwarzen Pläne bei hellem Tage zur Ausführung bringen konnten ist mir nicht bekannt; nur das weiß ich, daß ein verdientes Gericht über sie ergangen ist, und daß, wenn unsre Regierung darin einen Fingerzeig gewahret hätte für dasjenige was ihr zu thun oblag, Bern diese Schmach von sich und der Eidgenossenschaft abgewalzt hätte! Aber Furcht vor der entfesselten Menge, und das Bewußtsein, eher gefördert als verhindert zu haben, lähmten den Arm der Gerechtigkeit. Statt die Freischaaren ihrem Schicksale zu überlassen, nahm die Regierung dieselben unter ihren Schutz, und legte das für sie bedungene Lösegeld dem Sieger zu Füßen, freilich mit dem schlecht verhehlten Hintergedanken, dasselbe seiner Zeit mit Gewalt zurückzufordern. O der Jesuiten! und ein solches Benehmen sollte die Regierung halten? das konnte nur einem Dummkopf einfallen, der nicht weiß, daß, wer schlecht, immer auch dumm ist; es mußte sie im Gegentheil stürzen, und wenn sie die ihr gelegte Falle nicht gleich gemerkt hat, so hätte sie wenigstens an dem kurz vorher in der Waadt gespielten ähnlichen Streiche eine Lehre nehmen können. Sie ließ sich indeß nichts Arges träumen, sondern schickte Hrn. Schultheiß Neuhaus, nachdem er noch im großen Rathe die Vaterlandsliebe und die Kampflust der Freischaaren gepriesen, die Jesuiten der Unterwelt geweiht, seinen Schulmeistern das Stimmrecht vindiziert, und dem Burgdorferblatte ein paar Hiebe versetzt hatte, mit der Instruktion, nach der Bundesstadt, den Bundesvertrag zu revidiren,

die Jesuiten fortzuweisen und dem an sich lobenswerthen Freischaarenwesen eine etwas anständigere Form aufzudrücken.

Er war jedoch kaum abgesessen, als sich bei Hause die bedenklichsten Symptome von Unzufriedenheit mit dem Gange der Bundesangelegenheiten sowohl als der Kantonalen zu äußern begannen. Die unterdessen (freilich 6 Jahre zu spät) erfolgte Abberufung Wilhelm Snell's machte auf seine im ganzen Kanton zerstreuten Schüler ungefähr die Wirkung, als hätte man einem Rudel Frischlinge die Bachen weggeschossen; allgemeines Grunzen und Bildung des bewaffneten Volksvereins, Petitionen aus allen Ecken für Revision der Verfassung, will sagen: „Geh' weg, laß mich hinein." Diesen kritischen Zeitpunkt schilderte ich in folgenden 3 Aufsätzen:

1.

Wo stehen wir?

„Als in der Wintersitzung des Jahres 1844 der Gr. Rath des Kantons Bern mit einer Mehrheit von 115 Stimmen gegen 77 im ersten Wahlgang seinen Landamman, Hr. Ed. Blösch durch den Regierungsstatthalter von Interlacken, Hr. Em. Jaggi, für das künftige Jahr zu ersetzen für gut fand, fragte sich jeder Unbefangene, durch welche Beweggründe jene Mehrheit wohl zu dieser Wahl bestimmt worden sein möchte. Daß es weder Unfähigkeit noch Parteilichkeit des funktionirenden Großrathspräsidenten sei, welche die Mehrheit zu dem Wechsel bewogen haben konnte, darüber war nur eine Stimme, wiewohl man dazumal die ausgezeichneten Präsidial-Eigenschaften des Herrn Jaggi noch nicht in dem Maße zu würdigen im Stande war, wie jetzt. Es mußten nothwendig andere, außer der Persönlichkeit des damaligen Präsidenten liegende Ursachen eingewirkt haben, zu deren Mitwirkung von Seite des letztern man nicht sicher zu sein befürchtete; wenigstens ließen dieses jene Umtriebe schließen, deren sich bei diesem Anlasse gewisse Blätter durch die frechsten und unbegründetsten Verdächtigungen und Verläumdungen schuldig gemacht hatten.

Als kurze Zeit nach dieser bedeutungswollen Wahl eines

andern Landammannes die ersten Unruhen im Kanton Luzern ausgebrochen, der Gr. Rath aber bereits auseinander gegangen war, verhängte der Regierungsrath Maßnahmen, die offenbar nicht ein bundesgemäßes Einschreiten zur Aufrechthaltung des gestörten Landfriedens und der rechtmäßigen Regierung des Kantons Luzern bezweckten, sondern, wie früher bei Anlaß der Walliserwirren, das Gepräge eigenmächtiger und parteiischer Hülfeleistung für die empörte Partei an der Stirne trugen, und deßwegen auch nicht bloß dem noch funktionirenden, sondern auch dem neuen Landammann angezeigt wurden; und erst als der Gewaltstr.ich in Luzern mißlungen war, kam man auf den Gedanken, es möchte wohl an der Zeit sein, die Stimmung der Eidgenossenschaft über die Pazifikation des Vaterlandes und des Bernervolkes insbesondere über diese hochwichtigen Ereignisse etwas genauer einzuvernehmen und zu erfahren. Offenbar theilte sich jetzt der Regierungsrath in zwei Lager; das System Neuhaus (man scheint nämlich übereingekommen zu sein, diesen emblematischen Namen den Bundesstürmern beizulegen, wiewohl es sich noch fragen ließe, ob es mit klarer Einsicht und freiem Willen des Namenleihers geschah) sollte, unter dem Vorwande von Jesuitengefahr, sogleich und durch jegliches Mittel geltend gemacht werden, während man von anderer Seite ein mehr konziliatorisches Verfahren anwenden zu wollen schien. Nur darin war man allseitig einverstanden, das Wetter dürfte auf keinen schicklichern Ableiter geleitet werden, als auf die bekanntlich an allem Erdenweh schuldigen Jesuiten. Die erstere Partei fing daher jetzt an, durch Beamtete und andere bestellte Emissäre und Agenten das Volk gegen die Jesuiten aufzuwiegeln, in große Versammlungen zusammenzutreiben und durch Handaufheben, Geschrei und Petitionen zu öffentlichen Manifestationen gegen dieselben zu vermögen, während man von der andern Seite nur leise und schüchtern die Opposition des Gr. Rathes, die an Verfassung und Gesetzlichkeit festhielt und sich gegen die Knittelerhebung sträubte, zu beruhigen versuchte, und ihr zu verstehen gab, die Friedenspartei der Regierung dürfte wohl bald in die Möglichkeit versetzt werdrn, dem Unwesen,

dem sie einstweilen, wiewohl mit Abscheu zusehen müsse, zu steuern, indem bereits Gesandte an die verschiedenen eidgenössischen Stände abgereist seien, um die Stimmungen ihrer Regierungen und Bevölkerungen zu erfahren.

„So standen die Sachen, als der Gr. Rath zu Ende Jenners außerordentlicher Weise zusammenberufen ward, um über den angeblichen Jesuitenskandal, der in Wahrheit ein gegebenes und kein genommenes Aergerniß war, zu berathen. — Schon die Eröffnungsrede des Landammanns zeigte deutlich, was die Glocke geschlagen, und daß man bei jener Wahl mehr die guten Gesinnungen, als die Fähigkeiten des Hrn. Präsidenten in Rechnung gebracht haben müßte. Es ward sofort zur Behandlung der vorgeschlagenen, übrigens bekannten Tagsatzungsinstruktionen geschritten, an welcher nach langer Diskussion kein Jota geändert ward, indem die am Recht haltende und der Gewalt entgegentretende Minorität kaum je den sechsten Theil der Versammlung ausmachte, zumal ihr vom Landammann, dem die angebrachten Gründe bisweilen gar zu schlagend vorkommen mochten, und auch um seines Platzes werth zu erscheinen, mehr als einmal Stillschweigen auferlegt wurde. Vergeblich wartete man auf einen Bericht über die Resultate der Rundgesandtschaft in den Kantonen. Man schwieg stille und gab dadurch der Vermuthung Raum, entweder habe man nichts Bestimmtes erfahren, oder man wisse nicht, mit welchem Winde man, den geholten Erkundigungen zufolge, zu segeln habe. Um auf jeden Fall freiere Hände zu behalten, fand der Landammann für gut, den Gr. Rath vorerst bis nach beendigter Tagsatzung, und nachgehends schriftlich bis auf die nächste ordentliche Frühlingssitzung im Monat Mai zu vertagen.

Daß während dem Laufe der Sitzung der gesetzmäßigen Landesvertretung von der Gewalspartei geheime Versammlungen abgehalten, und in dieser eventuelle ungesetzliche Maßregeln berathen und getroffen, auch geheime leitende Komites ernannt und bezeichnet worden waren, wußte Jedermann, und wurde von wohlberichteten und erfahrenen Gliedern des Gr. Rathes der Regierung öffentlich angezeigt, was jedoch

keinen weitern Erfolg hatte, als daß die Betreffende den di Thatsache wegläugneten, und die Regierung, mit unzweifelhaften Inzichten in der Hand, dazu schwieg.

„Das war die Sachlage, als die außerordentliche Tagsatzung zusammentrat. Daß diese zu keiner Schlußnahme gelangen werde, war vorauszusehen, weil sie, wie schon früher, in Nichtachtung des Bundes, Dinge vor sich zog, die nicht vor sie gehörten, wo also, da man sich über die Vorfrage unmöglich verständigen konnte, auch die Hauptfragen nothwendig unentschieden bleiben mußten. Die regenerirten Kantone in grundsätzlicher Anerkennung der Kantonalsouveränetät achten nämlich in praxi dieselbe nur so lange sie in ihren Kram taugt. Sobald sie hingegen eine Mehrheit von Standesvoten in ihren Interessen zuwege bringen, setzen sie sich über die Bundesvorschriften und die Kantonalsouveränetät hinweg und beschließen in ihrer Mehrheit, was ihnen gut scheint. Dieses offenbar bundeswidrige Verfahren wollten die regenerirten Stände, und namentlich Bern, auch in der Jesuitensache versuchen, fanden aber unglücklicher Weise größern Widerstand, als sie erwarteten, und aus Unmuth darüber wollte nun Bern, seiner ausdrücklichen Instruktion entgegen, auch nichts gegen die Freischaaren vorkehren.

„Der bernische Regierungrath, statt den Weisungen seines Gr. Rathes gemäß auf jeden Fall hin die geeigneten Vorkehren gegen die Freischaaren, oder richtiger gesagt, gegen Unordnung und Gesetzlosigkeit im Lande zu treffen, wartete in unbegreiflicher Sorglosigkeit den Gang der Dinge ab, um je nach der Stimmung der Tagsatzung oder des Volkes, oder Gott weiß wessen, diejenige Bahn einzuschlagen, die ihm die richtigste scheinen mochte, im Besitze der Gewalt zu bleiben, und erst als er durch das unaufhaltsame Zusammenströmen der Jesuitenstürmer sein Ansehen und seine Kraft schwinden fühlte, erließ er eine Proklamation gegen den Unfug und schickte zwei seiner Mitglieder nach dem Sammelplatz der Freischaaren, um dieselben von dem ungesetzlichen Treiben abzumahnen. Doch es war zu spät! Die Führer der aufgeregten Zuzüger hörten nicht mehr auf die Warnungen der Gesandten, sondern erklärten, sie seien einmal durch das

Stillschweigen der Behörden, das sie für eine Zustimmung genommen hätten, so weit gekommen, daß sie unmöglich zurück könnten, und jetzt erst merkte die aus ihrer Sicherheit aufgeweckte Regierung, daß das Scepter ihr aus der Hand zu fallen auf dem Punkte sei, und bot nun sofort ihre regulirte Militärmacht unter die Waffen, um wo möglich das Land vor Anarchie zu schützen. In wie fern dieses jetzt noch gelingen werde und in wie weit der an Ordnung und Gesetz haltende Theil des Volkes die erforderliche Thatkraft entwickeln werde, um unsere Freiheit, um Recht und Ordnung und die gesetzmäßige Gewalt aufrecht zu erhalten, wird die nächste Zukunft lehren."

2.
Wo sitzen wir?

„Jene, in unserm vorletzten Blatte als zunächst vor uns liegend bezeichnete Zukunft hat uns bereits Manches gelehrt, was ein verständiger Mensch, auch ohne die herben Erfahrungen, die wir machen mußten, voraussehen konnte. Zu einer Zeit aber, wo kluger und besonnener Rath in Wind geschlagen, und der Rathgeber dazu noch verspottet wird, wie weiland Herr von Hasenburg, als er die östreichischen Ritter vor den Hirten der Waldkantone warnte, zu einer solchen Zeit bedarf es derberer Zurechtweisungen für ein verblendetes Volk, das zwar nicht so mächtig, aber doch so hochmüthig wie jener Adel in sein Verderben rennt.

„Nachdem man im Gr. Rathe und durch die Presse zur Genüge bewiesen hatte, daß gegen geistige Macht nur geistige Mittel angewendet werden müssen; daß man ein gläubiges Volk nicht durch den Gewaltstreich eines im entgegengesetzten Sinne fanatisirten Pöbels bekehren und die Jesuiten mit einem Ochsenbein, wie einst Simson die Philister mit einem Eselskinnbacken todt schlagen könne, hätte man denken sollen, wenigstens die Regierung werde ihr Möglichstes thun, ein von fremden Strolchen aufgehetztes Volk von dem unglücklichen Vorhaben abzubringen, gegen seine katholischen Mitbürger um eines Ordens willen zu Felde zu ziehen, der vielleicht in Spanien und Portugal, in

Frankreich und in Oestreich der Fürsten-Gewalt gefährlich geworden, uns Schweizern aber, uns Protestanten und Republikanern zu keinen Zeiten schädlich war noch sein wird. Man kann sich das Benehmen unserer Regierung hiebei unmöglich anders erklären, als indem man annimmt, diese radikalen Kirchenlichter haben unter der Jesuitenmaske noch ganz andere Gelüste verborgen, vielleicht im Sinne des Diktators aus Welschland, mit Hülfe des Gesindels den rechtlichen Leuten den Maulkorb anzubinden. Gewisse Erscheinungen in gewissen Gemeinden, wovon ein andermal mehr, ließen wenigstens so etwas vermuthen; genug, die Proklamation vom 28. März scheint Niemanden oder nur Wenige von dem Freischaarenzuge abgehalten zu haben; vielleicht wußte man schon, daß vom Rathause aus heim geschrieben worden war, que le tout n'était qu'une masquerade.

„Dem sei wie ihm wolle, jeder Verständige wenn er auch weder ein Staatsmann noch ein Feldherr ist, mußte mit Gewißheit den Ausgang dieses vor dem Richterstuhl des Rechts und der Weisheit unverantwortlichen Unternehmens voraussehen und konnte darauf Bedacht nehmen. Aber so unvorbereitet der Anfang der unglücklichen Gewaltthat die Regierungen gefunden, ebenso unvorbereitet fand sie ihr Ausgang. Man werfe einen Blick auf die Tagsatzung und ihre Maßnahmen. Wem galt das Truppenaufgebot? Sie wußte es selbst nicht! Um dem siegreichen Luzern zu imponiren? das hätte man nicht am Gewissen gehabt. Um die Freischaaren zu entwaffnen? So viel bekannt, ist dies nicht geschehen. Ohne Zweifel um die Regierung des Aargaus, das alles Bundesfrevels Urhabe ist, auf ihren Sesseln zu halten, was gewiß der Mühe nicht werth war, übrigens für die Zukunft auch nicht helfen wird. Dermal scheint die Eidgenossenschaft ziemlich pazifizirt zu sein und das Gewitter sich über Bern, wo das Nest der Ruhestörer sitzt, zusammengezogen zu haben. Uns soll wundern, ob die Regierung sich rein genug fühlt und klug genug ist, würdig und energisch aufzutreten, oder ob sie durch innern Verrath und Gewissensbisse verzehrt, das erbärmliche Ende der Waadtländer-Regierung erwartet und in diesem Falle auch verdient.

Freilich müßten wir unschuldige Bürger uns alsdann mit der alten Wahrheit trösten: Delirant reges, flectuntur Achivi, und zusehen wie der Hochmuth und die Blindheit der Führer das Volk um seine glücklich errungene Freiheit berückt und Anarchie und Terrorismus über unser schönes Vaterland gebracht haben."

3.

Wo liegen wir?

Vera est libertas, quae servit deo et legibus.
Der ist frei und kein Knecht,
Der Gott dient und dem Recht.

„Nachdem wir abermals durch eine unverkennbare Fügung des Himmels einer Gefahr entgangen sind, welche uns die Gewaltspartei auf unverantwortliche Weise über den Hals gezogen hatte, und wir aus einem Zustande von Aufregung und leidenschaftlicher Reizung in eine wohlthätige Abspannung gerathen sind, scheint es an der Zeit, einen unbefangenen Blick auf die Vergangenheit sowohl als in die Zukunft zu werfen, um uns ein verständiges Urtheil über die Ursachen der Gefahr und die Mittel, ihr künftig vorzubeugen, bilden zu können. Die erste Frage, die sich hiebei aufdrängt, ist ohne Zweifel die: Ist die Gefahr auch wirklich vorbei, oder befinden wir uns vielmehr in dem Zustande eines faulen Friedens?

„Als der Volksfreund seine Frage: Wo stehen wir? seinen Lesern vorlegte, kündigte er ihnen gleichzeitig, und zwar in Räthselform, den vorliegenden Schlußartikel an, worauf er die Antwort in zwei Worten nunmehr gewärtigen will. Er für seine Person ist mit dem Lager, das man zurecht gemacht, durchaus nicht zufrieden, und wie sehr man auch versichern mag, auf Rosen gebettet zu haben, so deutlich verspürt er bereits die Dornen im Fleische.

„Weder das Abmahnungs- und Drohungsdekret gegen die Freischaaren vom 28. März, noch der Einstellungsbeschluß gegen die an jenem Zuge betheiligten Beamten war ein Akt der Ueberzeugung des Regierungsrathes, sondern beide jene Rathsschlüsse waren Kinder der Furcht. Daß

das erstere Dekret nicht aus Ueberzeugung hervorging, beweist seine Unzeitigkeit, unmittelbar vor dem Einfalle in's Luzernische, wo es nicht mehr helfen konnte. Daß das letztere ein Kind des Schreckens war, beweist dessen Zurückziehung im Augenblicke, wo ihm Folge gegeben werden sollte.

„Es wird Niemand im Ernste behaupten wollen, der Regierungsrath habe vor dem Erlaß seines Abmahnungsdekrets keine bestimmte Kenntniß von dem beabsichtigten Freischaarencinfall in den Kanton Luzern gehabt, sonst müßte ja diese Behörde sammt ihren Beamteten nothwendig blind und taub gewesen sein; vielleicht keine offizielle, d. h. ihre Beamtete schwiegen gegen Eid und Pflicht zu dem, was sie sahen, hörten, wußten und thaten, und der Regierungsrath wähnte sich durch dieses Schweigen und den Mangel offizieller Anzeigen seinerseits ebenfalls der Pflicht enthoben, gegen ein Unternehmen einzuschreiten, der man zu verschiedenen Malen öffentlich edle Zwecke untergelegt und sie damit ohne Zweifel gefördert hatte, kurz, mit der man sympathisirte. Nicht nur sah die Regierung zu, wie Einzelne das Volk gegen die Jesuiten fanatisirten, nein, sie ließ geschehen, daß Regierungsräthe, Regierungsstatthalter, Pfarrer, Lehrer, Schreiber und Beamtete aller Art Volksversammlungen einleiteten, denselben beiwohnten, sie präsidirten, drohende Beschlüsse gegen Gesetze und Ordnung faßten, und zuletzt einen bewaffneten Volksbund, gegenüber den gesetzlichen Gewalten, der Tagsatzung und den Kantonsregierungen schließen halfen. Die Werkzeuge dieses Bundes, vor Allem die Zeitungsschreiber, besonders der Verfassungsfreund und die Bernerzeitung, drohten nicht nur allen Andersdenkenden mit Acht und Bann, sie verkündeten ganz unverholen den Umsturz des Bestehenden und den Beginn ihres neuen Reiches, und wehe denen, die vor diesem Tage nicht Buße gethan, ihnen warte Jammer und Zähneklappern. Aber auch mündlich tobten und schimpften Beamtete in Schenken und Kneipen umher gegen die ruhigen und rechtlichen Bürger; von Luzern siegreich zurückgekehrt, werde man mit diesen einheimischen Jesuiten ausfahren, mögen sie dann inner- oder außerhalb der Regierung sitzen, die Re-

gierung selbst müsse gesäubert und neun Regierungsräthe zum alten Eisen geschmissen werden zu werden, ja für die Burgdorfer Volksfreunde hätte man schon die Stricke bereit, wie vormals für die Räthe von Sempach.

„Wenn von allen diesen Thatsachen, von diesem Gelärm und Geschreibe nichts zu den Ohren der Regierung gelangt ist, so ist dieß nicht wohl anders zu erklären, als, indem man annimmt, die betreffenden Beamten müssen es für ganz ungereimt erachtet haben, dahin zu berichten, woher sie schon eher berichtet worden. Genug, es ist Thatsache, daß einzelne Regierungsräthe gewisse Landestheile persönlich besucht und aufgeregt haben, während andere in ununterbrochenem Briefwechsel mit den Treibern des Jesuitenkreuzzuges gestanden haben. Ob ihn die übrigen in der That ignorirt oder zu ignoriren nur geschienen haben, wissen wir nicht. Jedenfalls aber muß das eben keine wachsame Behörde sein, die ignorirt, was alle Welt weiß, und die Polizei könnte füglich in Zukunft ihre Laterne auslöschen und dem krähenden Hahn den Hals umdrehen.

„Nachdem einmal die Massen aufgerührt und in Bewegung gesetzt waren, konnten freilich weder Mandate noch Abgeordnete mehr helfen; ja zwei, drei Bataillone würden unter solchen Umständen viel eher zu der fanatisirten Masse übergegangen sein, als daß sie sich für die gesetzliche Gewalt, für Recht und Ordnung in Riß gestellt, und wie man nach dem, was geschehen, wohl annehmen mußte, ohne Dank von Seite der Regierung und ohne Anerkennung durch die öffentliche Meinung aufgeopfert hätten. So wenig hörte man damals auf die Stimme der Regierungsgesandten, daß ein langenthalischer Platzkommandant oder etwas dergleichen (der Mann hatte eine Klystierspritze umgehängt) drohte, er werde, wenn sich jene beigehen ließen, öffentlich und im Namen der Regierung zu den Freischaaren zu reden, sie abzumahnen oder ihnen Befehle zu ertheilen, vier vor dem Wirthshause zum Kreuz aufgestellten Trommelschlägern die Weisung zukommen lassen, den Generalmarsch zu schlagen, damit man die Redner nicht höre. So stand es am Sonntag den 30. März Abends um das Ansehen der Regierung, so äußert

sich der Geist der Freischaaren vor ihrem Einfall in Freundesland

„Welchen Ausgang der Kreuzzug genommen, weiß Jedermann, und wir wollen uns hiebei nicht aufhalten; nur das sei uns zu bemerken erlaubt, daß, politisch oder militärisch betrachtet, nichts die unbegreifliche Anordnung des Ganzen erklären kann, als die Voraussetzung, die Verblendeten haben keinen Widerstand erwartet, sondern seien in der Hoffnung eingerückt, das ganze Land werde sich jauchzend ihrem Triumphzuge anschließen, um vereint seine verschrieene Regierung aus der Stadt zu verjagen, deren Mauern bei ihrer Ankunft zusammenstürzen würden, wie einst Jericho's vor Josuä Posaunenschall — doch es ging anders, und die beschimpften Männer mußten in der Stadt bleiben, bis ihnen der Bart wieder wuchs; ja, die Jesuitenfresser mußten in der Jesuitenkirche eingesperrt, mit Hafergrütze gefüttert, einen vollen Monat über das Unrecht und die Narrheit nachdenken, die sie verübt: Am 1. April rückten sie in den Kanton Luzern ein, am 1. Mai kehrten sie wieder heim. Welche Züchtigung!"

4.

Invitat culpam, qui peccatum praeterit.
Wer das Uebel nicht straft, der muntert es auf.

„Hätte man nicht hoffen dürfen, eine Züchtigung, wie sie den verblendeten Freischaaren zu Theil geworden ist, sollte auch den Verstocktesten von seinem Irrthume befreit haben? Gewiß, und doch müssen wir bezweifeln, ob es in der That geschehen ist! Viele, und namentlich diejenigen, welche erfahren haben, was es heißt, ein unschuldiges und gläubiges Volk um seines Glaubens willen in seinem eigenen Herde anzugreifen, sind ohne Zweifel zu kälterer Ueberlegung gekommen, und werden schwerlich je ein Unternehmen wiederholen, das unter keinen Umständen günstig ausfallen kann, weil es gegen Recht und Vernunft streitet; Andere aber, die zeitig genug und unversehrt dem Unheil entronnen sind, sehen in der Niederlage ihrer Unglücksgefährten nichts anderes als eine unverdiente Demüthigung ihres Hochmuthes und ihrer Gewaltthätigkeit, und schreiben das Mißlingen ihres Unter-

fangens zufälligen Verumständungen zu, denen man dieses Mal hätte ausweichen und ein anderes Mal würde vorbeugen können, wie sie ganz unverholen in ihrem Armeebülletin auseinandersetzten; man erstaunt über die Kaltblütigkeit, womit diese Barbaren von der Einäscherung einer Bundesstadt reden, und über die Kurzsichtigkeit, welche sie übersehen läßt, daß erst nach einem solchen Vandalenstück der Widerstand in den Waldkantonen und in der ganzen rechtgläubigen Schweiz recht hartnäckig und allgemein geworden wäre und hätte werden müssen. Man begreift indeß solch verkehrte Ansichten über die Jesuitenhatze, noch viel eher von Seite der Theilhaber an derselben, als von denjenigen, die fein ordentlich zu Hause bleibend sich zu Blasebälgen dieses Brandes aufgeworfen haben und immerfort noch blasen. Dieselben Leute, welche sich's so angelegen sein ließen, den Kreuzzug gegen die Jesuiten zu predigen, das Volk zusammenzutreiben, ihm offenbar fremdartige Interessen an's Herz zu legen, es für eine schlechte Sache, (sofern sie durch verwerfliche Mittel schlecht werden muß) zu fanatisiren, statt es für eine schöne und gute Sache, für eine weise, mit Ordnung und Recht, mit Glauben und Treue gepaarte Freiheit zu begeistern — dieselben Leute, welche ihren Lärm und ihr Geschrei für die öffentliche Meinung, für die Stimme des Volkes ausgaben, Unterschriften gegen die Jesuiten durch Drohungen und Versprechungen ertrotzten und erbettelten, dabei ihre Beamtenstellung mißbrauchten, die Gewissen der Unschuldigen, wie die ärgsten Jesuiten, ängstigten, und die ihrem Treiben fremden, stillen und ruhigen Bürger verdächtigten und verlästerten, ja bedrohten — diese gleichen Leute waren es, die alsobald nach vereitelter Gewaltthat ihr wühlerisches Treiben von vorn wieder anfingen, die Schuld der Niederlage denjenigen beilegten, welche von dem Zuge abmahnten, das Unglück denen aufbürdeten, die davor gewarnt hatten, und die Theilnehmer am Freischaarenzuge als die unschuldigen Opfer einer mißlungenen Heldenthat der Bewunderung der Welt darstellten und im Namen des gesammten Volkes die Aufhebung des Einstellungsbeschlusses gegen die pflichtvergessenen Beamteten

die ihre Posten verlassen und dem Zuge gefolgt waren, von der Regierung verlangten.

„Wie vor dem Zuge die Regierung mit einem Schwall erjagter Vorstellungen gegen die Jesuiten zu deren Fortweisung gedrängt wurde, so jetzt nach dem Zuge die gleiche Vorspiegelung, als wäre es des Volkes Wille, daß die Strafbaren straflos ausgingen; die Regierung, die es als ihre Pflicht erachtet haben mußte, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, welche ungeachtet ausdrücklicher Warnung dennoch an dem Freischaarenzuge Theil genommen hatten, läßt sich wiederholt durch die Drohungen der nämlichen, die das Unglück herbeigeführt hatten, einschüchtern, und vermittelst einer Art gegenseitiger Schonungsverkommniß zur Zurücknahme des Einstellungsbeschlusses und zum Antrage einer vollständigen Amnestie bewegen.

„Wir fragen, was müssen diejenigen Volksrepräsentanten von einer solchen Uebereinkunft der gesetzlichen Gewalt mit der ungesetzlichen denken welche den ruhigen, sittlichen, Recht und Ordnung liebenden Theil des Bernervolkes vertreten? Was müssen sie von einer Regierung halten, die sich durch einen Haufen Intriganten und ihre Drohungen mit dem vorgeblichen Volkswillen und der vermeintlichen Volksgewalt dermaßen in's Bockshorn jagen läßt, daß sie sich über Pflicht und Gesetz, über Ordnung und Gerechtigkeit wegzusetzen, und vor Angst und Schrecken betäubt, Vergessenheit für alles verübte Unrecht zu versprechen erlaubt? Oder will man uns vielleicht glauben machen, dem Allem sei nicht so, der Regierungsrath habe sich keineswegs von außen her bestimmen lassen, sein Amnestieantrag an die Landesvertretung sei im Gegentheil die Frucht umsichtiger kaltblütiger, und kluger Ueberlegung und Berathung gewesen, und habe seiner unabhängigen innern Ueberzeugung nach unter obwaltenden Umständen einzig zu der allgemein gewünschten und beabsichtigten Beruhigung und Versöhnung führen können. Dann fragen wir aber: Warum dann erst die Warnung und nachher die Einstellung? und warum zuletzt, nachdem die Regierung von den nämlichen Intriganten, die den Freischaarenzug vorbe-

reitet, angeordnet, und theilweise mitgemacht hatten, auf jegliche Weise durch Petitionen und Drohungen von Revelationen, Auflösung, Abberufung, Volksversammlungen und Volksaufläufen (Putsch, Wilhelm Snell-Theorie der Volkssouveränetät) bedroht und geängstigt worden war, Zurückziehung des Einstellungsdekrets und Beantragung auf Amnestie? Sieht das nicht einer Kapitulation der bestehenden Regierung mit einer angedrohten neuen auf ein Haar ähnlich? Ja, nicht nur kannte man die löblichen Vorsätze jenes, bereits in der Wintersitzung des Gr. Rathes bei Anlaß der, auf die Jesuitenaustreibung und die Freischaaren bezüglichen Tagsatzungsinstruktion, aus seiner Bärenhöhle hervorgekrochenen geheimen Comites im allgemeinen, sondern man gelangte schon damals in den Besitz eines Verzeichnisses, worauf alle die zum Behuf einer Jesuiten- und Bundesstürmerei für tauglich erachteten Subjekte, in Ersetzung der unbrauchbaren Regierungsglieder und sonstiger Postenbesitzer, namentlich aufgeführt sind, welches Verzeichniß vollkommen mit den, von Seite der Eingeweihten, zur Zeit des Freischaarenzuges gefallenen Aeußerungen über die nach dem Siege, in der Eidgenossenschaft und in den Kantonen vorzunehmenden Organisations- und Personalveränderungen, übereinstimmt, und keinem Zweifel mehr Raum läßt, daß die vorgeblichen Jesuitenfeinde mit ihrem Freischaarenzuge nicht sowohl die Austreibung der Jesuiten als vielmehr die Einsetzung ihrer eigenen Personen in die Aemter der alten Kantone und des neuen Bundes bezweckten, für diese heilsame Aenderung aber das Volk nicht so leicht hätten gebrauchen können, wie für eine Glaubenssache, wofür sie es zu fanatisiren gedachten.

„Ein grelles Licht wirft auf das Benehmen der Regierung das Fraternisiren gewisser Regierungsräthe mit der Gesandtschaft des Prügelregiments vom Montbenon im Distelzwang zu Bern unter Vertretung jenes bekannten Ordensgenerals, dessen früher einmal Meldung gethan worden. Hält man dieses mit dem sonderbaren Auftreten der nämlichen Herren im Amnestiehandel, und der nachfolgenden, zu unserer Kenntniß gelangten Kandidatenliste, zusammen,

so erhält man einen ungefähren Begriff von dem, was im Wurfe war und ohne Zweifel zur Ausführung gekommen wäre, hätten die Freischaaren nicht ihre Zähne an den Jesuiten ausgebissen."

5.

Aliud ore promit, aliud corde premit.
Herz und Mund stimmen nicht überein.

„Nach jener in Bern herumgebotenen Liste waren folgende Wahlen für den neuen Regierungsrath in Aussicht gestellt: Von den jetzigen Regierungsräthen sollten wieder gewählt werden:

1. Hr. Neuhaus;
2. „ Dr. Schneider;
3. „ Schneider von Langnau;
4. „ J. A. Jaggi;
5. „ Weber.

„Zur Auffrischung des liberalen Geistes sollten diesen beigegeben werden:

6. Hr. Imobersteg, der nebenher in Berücksichtigung seiner ausgezeichneten staatslexikalischen Kenntnisse zum Schultheißen designirt war;
7. Hr. Feldherr Ochsenbein;
8. „ Bärenwirth Karlen;
9. „ Riggeler, allié Snell;
10. „ Stämpfli, Bernerzeitungsschreiber;
11. „ Pulver, Baumeister;
12. „ Kohler, Regierungsstatthalter von Burgdorf.
12. „ Hubler, ob der in Burgdorf oder der in Nidau, wissen wir nicht.
14. „ Schöni, Gerichtspräsident von Biel.
15. „ Leibundgut, Gerichtspräsident von Thun.
16. „ Zbinden, Flaschner in Bern;
17. „ Mühlemann, Regierungsstatthalter von Wangen.

„Weiter wurden als Kanditaten für folgende Stellen empfohlen:

„Für Milizinspektor: Der zukünftige R.-R. Zbinden, dermal noch Blechmusikant.

„Für Salzhandlungsverwalter: Hr. Negotiant J***.

„Für Obergerichtspräsident: Hr. Prof. W. Snell; und für dessen Stellvertreter, im Falle von delirio vel crapula, sein Diszipel und alter ego, der Jaggi-Fürsprecher Christian Wyß.

„Wahrlich, die ganze Kandidatur, wie von den Tauben zusammengetragen, ist sehr geeignet, das größte Zutrauen für diejenigen zu erwecken, welche im Gr. Rathe, aus Schonung für die Regierung, wie sie vorgaben, und aus Besorgniß, dieselbe sei von der konservativen Opposition mit einem Abberufungsbeschlusse bedroht, gegen eine Untersuchung und für unbedingte Amnestie gestimmt haben. Man muß sich nur wundern, daß dergleichen Leute ihre saubern Vorsätze um den billigen Preis einer Amnestie in die Schanze schlugen, und nicht lieber die ganze Luzernerexpedition sammt Folgen auf eine, wie sie sich ausdrückten, honorigere, d. h. ohne Zweifel gewaltsame Weise an ein Ende zu bringen versuchten, eine Uebereinkunft, die, den Mitteln nach zu urtheilen, welche sie von Anfang bis zu Ende angewendet haben, den jesuitischen Hintergedanken wittern läßt, aufgeschoben sei nicht aufgehoben.

„Dem sei wie ihm wolle, für den Loskauf der in Luzern gefangenen Freischärler stimmte am ersten Sitzungstage, den 23. April, mit Ausnahme von 6 Mitgliedern, der ganze Gr. Rath, während am folgenden Tage nur 32 Mitglieder für eine Untersuchungskommission und 156 dagegen, hingegen 159 für Amnestie und nur 25 dagegen stimmten, an welcher Abstimmung (was nicht zu übersehen) sämmtliche Regierungsräthe, mit Ausnahme eines einzigen, sowie der Bruder- und der Vater eines Freischärlers und zwei Freischärler selber, von denen der eine acht Tage vorher noch gefangen saß, Theil genommen haben.

„Ob eine derartige Verkommniß der Regierung würdig war, ob sie dem Zweck, der Beruhigung des Landes und der Handhabung von Gesetz und Ordnung entsprochen habe, lassen wir unsere Leser entscheiden. Wir glauben es nicht, und werden in diesem Glauben durch die seitherigen Ereig-

nisse bestärkt, von denen wir nur die schreiendsten unsern Lesern vor Augen legen wollen:

„Kaum war die Sitzung des Gr. Rathes zu Ende, als Prof. W. Snell dem Landammann eine Beschwerdeschrift gegen diejenigen Mitglieder der obersten Landesbehörde einreichte, welche sich unterfangen hatten, in ihren Aeußerungen über den heillosen Freischaarenzug und dessen drohenden Folgen, die anfangende Auflösung aller gesetzlichen Bande im Kanton Bern, den Beschwerdeführer als einen der Haupturheber dieses Unglücks zu bezeichnen. Abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Behauptung, scheint Hr. W. Snell entweder nicht gewußt zu haben, daß die Mitglieder des Gr. Rathes für ihre Aeußerungen nur der Versammlung der Landesabgeordneten verantwortlich sind; oder aber er hat sich eingebildet, die von ihm präzisirte Volkssouveränetät des Bernervolkes könne vernünftigerweise auf Niemand anderes beruhen, als auf ihm und seinen Sauf- und Putschkameraden, sonst hätte er eine solche Frechheit nicht zur Schau getragen! Die Regierung, die ohne Zweifel solchen Hohn gefühlt und das Maß von Unverschämtheiten voll erfunden hat, ließ dem Beschwerdeführer sein Recht widerfahren, und nun siehe, meutete sich der ganze Troß seiner Glaubensgenossen von neuem zusammen, um mit der ihnen vom Lehrer anerzogenen Anmaßung und trozzigen Sprache die Regierung für ihre Maßregel zur Rede zu stellen! Hoffentlich wird ein solches Auftreten denen die Augen öffnen, die da berufen sind, die Gesetze zu handhaben und dem Lande Ruhe und Ordnung zu sichern. Hoffentlich werden sie einsehen, woher solcher Unfug und Mißachtung aller Ordnung und Gesetzlichkeit rühre, und begreifen, wo man Hand anlegen muß, um einer vollkommenen Zügellosigkeit zu rechter Zeit vorzubeugen.

„Mit den Lehren, welche uns die Kommunistenschule auftischt, und der Sprache, welche ihre Blätter, besonders die Bernerzeitung, das Probeblatt der Kommunistenzöglinge, gegen die ehrbare Welt führt, lassen sich einzig die an ihnen zur Seite gehenden Handlungen eines aufgehetzten Pöbels vergleichen, von denen wir seit dem Loskaufe der gefangenen

Freischärler und deren Unterschriftenfälschung fast täglich Kunde erhalten, und die niederträchtigen Mißhandlungen einzelner unschuldiger Luzerner von Haufen besoffener Berner mitten im Frieden, auf dem Markte, auf der Straße oder in öffentlichen Gasthäusern, die Eingriffe in's Eigenthum der mit uns im nützlichen Verkehr stehenden Nachbarn und die gegen rechtliche und ehrbare geistliche und weltliche Beamtete im eigenen Lande verübten Frevel geben einen ungefähren Maßstab für die Aufklärung, die Humanität und den Muth desjenigen Theils des Bernervolkes, der sich der Leitung jener vorerwähnten Kommunisten- und Rabulistenklike überläßt.

„Wenn die Regierung einem derartigen Treiben, einer sittlichen Verderbniß des noch unangesteckt gebliebenen Volkes nicht alsbald entgegentritt und eine diametral entgegengesetzte Richtung in der Erziehung und Bildung unseres Volkes von oben bis unten einschlägt, so gehen wir nothwendig einer Krise entgegen, die mit der überstandenen keinen Vergleich aushält, und uns entweder über Alles, was wir bis jetzt übersehen haben, das die Augen öffnen und damit vielleicht erretten wird, sonst aber uns rettungslos in den Abgrund einer, Jahrhunderte lang nicht zu verbessernden Verderbniß stürzen muß — da liegen wir!

„Merkt es Euch, Ihr, die Ihr die Verantwortlichkeit für die Erziehung und die Wohlfahrt des Volkes übernommen habet!!!“

Das Vertrauens-Votum.

Der Regierungsrath war in sich zerrissen; die Mehrheit glaubte noch an die Möglichkeit, sich halten zu können, während die Minderheit besser wußte, was die Glocke geschlagen, indem sie es war, welche jene an die Freischaaren verrathen hatte. Man wußte nicht, welchem Heiligen sich in die Arme werfen, und sandte in dieser Noth den Hrn. Centralpolizei-Direktor Weber nach Zürich, um dem Hrn.

Schultheißen Neuhaus die Augen über Berns Zustände zu öffnen und mit ihm zu rathschlagen, was in solch' mißlicher Lage wohl vorzunehmen sein möchte. Nebenher dürfte der Hr. Gesandte von Bern seinen theuren Eid- und Bundesgenossen nur so ganz gelinde auf den Zahn fühlen, was sie von dem Handel dächten. Diese, von jeher eifersüchtig auf das übermächtige Bern, witterten sogleich in dessen Verlegenheit ihren eigenen Vortheil, indem sie sich der Bärentatze zu bedienen gedachten, um dem Bären in's Gesicht zu schlagen. Sie ließen ihren Freund stecken und schloßen sich der Jesuitenhatze an, um den Berner-Freischaarenführern die Regierungssitze zu sichern, überzeugt, an ihnen treue Helfer zum Umsturze des 15ner Bundes zu gewinnen. So von seinen Getreuen verlassen, wußte Hrn. Neuhaus keinen andern Ausweg, als vor den Gr. Rath zu treten, diesem die kritische Lage der Dinge vorzulegen und zugleich die Alternative zu stellen, entweder die bisherige Politik der Regierung zu billigen und sie zu Fortsetzung derselben zu ermächtigen, oder aber, dieselbe abzuberufen, kurz, die Verantwortlichkeit gegen das Volk über sich zu nehmen, und den Regierungsrath mit dem Schilde eines Vertrauens-Votums vor den Freischaaren zu schützen.

Auf den 10. Herbstmonat 1845 ward der Gr. Rath außerordentlich einberufen und demselben einen Bericht über unsere Zustände vorgelegt, welchen die beiden Schultheißen noch des Weitern auseinandersetzten. Ihre Vorträge stimmten freilich nicht vollkommen mit ihrer Handlungsweise zusammen, bewiesen aber, daß ihnen die Schuppen von den Augen gefallen waren, und sie jetzt merkten, warum es sich handle. Das Ungesetzliche und Unsittliche des radikalen Treibens der Freischaaren, bewaffneten Volksvereine und Putschgelüste wurden jetzt aus einem andern Gesichtspunkt beurtheilt als sechs Monate früher, und man ließ nun den Conservativen wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, daß man sie von allen dergleichen Ansprüngen auf die bestehende Ordnung freisprach.

Der Opposition eröffnete man erfreuliche Aussichten in die Zukunft, in Betreff einer bereits vorgearbeiteten parziellen

Revision der Verfassung, eines Zehntloskaufgesetzes, einer Armenordnung und anderer vorzunehmenden Verbesserungen mehr.

Es entspann sich hierauf eine dreitägige Diskussion, nach deren Schlusse das verlangte Vertrauensvotum im Sinne des regierungsräthlichen Berichtes mit 138 gegen 42 Stimmen abgegeben wurde.

Allein darüber täuschte sich Niemand, der gewünschte Zweck ward nicht erreicht; die Erklärung der Minderheit des Regierungsrathes und die Voten der radikalen Großräthe zeigten deutlich, was sie im Schilde führten. Uebrigens war es auch der Regierung nie recht Ernst mit ihrer Annäherung an die Conservativen und dem Bekämpfen ihrer Gegner, mit denen sie fortwährend auf vertrautem Fuße stand, als mit jenen, wie ich im folgenden Briefe und der Antwort darauf, zu zeigen suchte.

„Sie fragen mich, mein Freund, was denn eigentlich ich zu dem sogenannten Vertrauensvotum des bernischen Gr. Rathes sage, der ich bis jetzt darüber noch keinen Laut von mir gegeben, weder in der Sitzung noch in den Blättern? Sie sollen es erfahren, und zugleich die Gründe vernehmen, warum ich nichts dazu gesagt habe:

„Der Eindruck, den jener Akt auf mich gemacht hat, ist ein wahrhaft lähmender, indem er mir die herzbrechende Ueberzeugung von der Trostlosigkeit unserer Zustände durch die Erbärmlichkeit gewisser sie leitender Personen giebt. Sie finden dieses vielleicht ein herbes Urtheil; ich auch, ich finde es herb; aber nicht darum handelt es sich, sondern darum, ob es wahr und gegründet, dieses Urtheil; denn, glauben Sie mir, ein Hauptgrund unserer Uebelstände liegt eben darin, daß man dieselben aus Eitelkeit, aus Eigensinn und Beschränktheit nicht erkennen will, daß man, wie der Vogel Strauß, meint, wenn man den Kopf in den Busch stecke, so sähe einen Niemand. Untersuchen wir ein wenig, in wie weit dieses richtig sei.

„Sie erinnern sich gewiß noch der Vorgänge im Dezember des vorigen Jahres, wie damals alle die, welche Ordnung, Recht und Gesetzlichkeit predigten in unserm Gr. Rathe,

verketzert wurden, nicht nur durch die Libelle der Freischärler, sondern durch eine Mehrheit des Gr. Rathes selbst, welche für gut fand, der Neuhausischen Politik zu lieb, einen in derselben eingetauchten Landammann an Platz eines Jesuiten, wie man ihn nannte, zu setzen, und damit zu beurkunden, daß man allen solchen, d. h. allen für Recht und Gesetzlichkeit einstehenden Männern, auf den Leib zu gehen gedenke. Damals scheute man sich nicht in den öffentlichen Berichten über unsere politischen Zustände, die von oben herab zusammengetrommelten Volksversammlungen und bewaffneten Volksbünde schöne Bewegungen, erfreuliche Volksstimmung, rührende Anhänglichkeitsbeweise zu nennen, und dadurch ziemlich deutlich, wiewohl immer den Schein von Gesetzlichkeit während, zur gewaltsamen Umgestaltung der schweizerischen, kantonalen und eidgenössischen Verhältnisse aufzumuntern und den später erfolgten Ausbruch der entfesselten Gewalt, den Freischaarenzug, vorzubereiten.

„Als nach den Vorgängen in Willisau die Regierung Truppen aufstellte, und zu gleicher Zeit Professor Herzog den ersten Freischaarenzug versuchte, schien man lediglich darauf zu lauern, welchen Ausgang dieser Kampf der Gewalt gegen das Recht wohl nehmen dürfte, ohne Zweifel um sich der obsiegenden Partei anzuschließen. Nach den vereitelten Entwürfen der Freischaaren und Anarchisten nahm die Regierung öffentlich zwar eine passive und neutrale Stellung ein, ohne indeß dem immer fortgehenden Treiben und Hetzen im Volke Einhalt zu thun und die handgreiflichen Zurüstungen zu einem zweiten Zuge ernstlich zu hindern; sie ließ im Gegentheil geschehen, daß ihre Beamteten, namentlich die Regierungsstatthalter, die aufgeregten Massen, als bewaffneten Volksbund, besammelten, ihre Versammlungen leiteten und an ihren Beschlüssen werkthätigen Antheil nahmen, wie denn z. B. hier in Burgdorf ein förmlich organisirtes Freischaarenkomite existirte, das mit der Ortspolizei und dem Regierungsstatthalter in Verbindung stand, Kuriere erhielt und ausschickte, ohne dem Publikum, d. h. dem eigentlichen Volke, die mindeste Mittheilung zu machen, ja sogar einen hiesigen Einwohner, der von Zofingen aus, wo er bei seinen Schwie-

gereltern auf Besuch war, an hiesige Partikularen berichtete, was vorging, als einen Spionen denunzirte, und von Zofingen nach Hause zurückschicken ließ.

„In der Jennersitzung des Gr. Rathes, als man die Jesuiteninstruktion berieth und das Freischaarengesetz erließ, hörte man den Schultheißen mehrmals den guten Volksgeist loben, die Freischaaren rühmen, und der Landammann vernahm mit dem größten Gleichmuth von einem, später etwas gezüchtigten Freischaarenführer, die merkwürdige Drohung, man möchte Gesetze gegen die Freischaaren machen so viel und welche man wolle, ein ächter Freischärler werde sich nicht daran kehren.

„Mit einem Worte, es äußerte sich in der Regierung eine unverkennbare Sympathie für die Jesuitenhetze, und die dahinter verborgene Umgestaltung der eidg. Bundesverhältnisse, eine Sympathie, die so weit ging, daß die bernische Gesandtschaft auf der damaligen Tagsatzung, im Aerger über den vereitelten zwölfstimmigen Ausweisungsbeschluß, nun auch keine Maßregeln gegen die Freischaaren treffen wollte, ungeachtet ihre Instruktion sie ausdrücklich dazu anwies. Offenbar hat dieser Umstand viel dazu beigetragen, den Freischaarenzug zum Ausbruch zu bringen, und kein Mensch wird glauben, läugne man es so viel man will, daß die von diesem Augenblick an mit größter Thätigkeit und ziemlich offen betriebenen Zurüstungen zum Einfall in den Kanton Luzern, der Regierung und ihrer wachsamen Polizei haben verborgen bleiben können. Genug, erst als es jedem Einsichtigen zu spät schien, ergriff die Regierung jene Maßregeln zur Verhinderung des Einfalls, welche keinen andern Zweck mehr haben konnten, als sich den Schein von Gesetzlichkeit beizulegen.

„Erst als die Freischaaren verjagt und gefangen waren, dachte man daran, den früher gegen die Theilnehmer verhängten Drohungen Folge zu geben, und ließ sich zuletzt durch Gegendrohungen von zu machenden Revelationen oder vorzunehmenden Putschen, zu gegenseitigen Transaktionen und zu der darauf erfolgten Amnestie bewegen. Die Freischärler selbst sollten also amnestirt, die moralischen Anstifter ihrer

strafbaren Unternehmungen hingegen geopfert und endlich diejenigen, die sich stets pflicht- und überzeugungsgemäß gegen das Uebel erhoben hatten, der öffentlichen Verfolgung Preis gegeben werden, damit vollkommene Gerechtigkeit geschehe.

„Solche Gerechtigkeit konnte keine guten Früchte bringen, das war leicht vorauszusehen. Hätte man die Schuldigen gestraft, d. h. sie lediglich in ihrem Einflusse gelähmt, indem man sie von oben herab mißbilligt und aus ihren öffentlichen Stellungen entfernt hätte; denjenigen hingegen, welche sich von Anfang an dem tollen Treiben widersetzt hatten, Vorschub gethan, so würde sich eine, der gegenwärtig herrschenden gerade entgegengesetzte öffentliche Stimmung gebildet haben. Aber eben das wollte man nicht, aus Besorgniß, der dadurch entstehende Einfluß gewisser unbeliebiger Leute dürfte am Ende größer werden, als derjenige der Regierung selbst. Deßwegen blieb man mit den amnestirten Freischärlern in fortgesetztem bessern Verhältniß, als mit ihren Gegnern, den verläugneten Liberalen, und sah es, wie man sich öffentlich aussprach, nicht ungerne, daß aus dem aufgelösten bewaffneten Volksbunde ein unbewaffneter, sonst aber ganz gleich gesinnter, Volksverein entstand, mit dessen Vorständen man über Verfassungsrevision, Zehntloskauf, Bestellung öffentlicher Aemter freundschaftlich unterhandelte, Gesetzesprojekte, nach Uebereinkunft mit ihnen, abfaßte, für öffentlich beklagte Beamtete gegen die Ankläger intrigirte, indem man die betreffenden Tribunalien auf eine Weise und zu einer Zeit konvozierte, daß sie für den Beklagten günstig zusammengesetzt werden mußten u. s. w. Solche Schonung mußte wohl den Einfluß der Anarchisten verstärken und ihren Muth stählen — ihrem Treiben dachte man keinen weitern Damm entgegenzusetzen, als das Vertrauensvotum, d. h. eine öffentliche Sanktion der gesetzlichen Gewalt, oder eigentlich genauer betrachtet, eine Verlängerung des Pachtvertrages für die zeitigen Inhaber der kurulischen Stühle.

„Die Regierung stellte sich zwischen Konservative und Anarchisten mitten hinein; den einen verhieß sie, unter Vorbehalt ihrer Mitwirkung, die Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung der Dinge — den andern die Erfüllung aller

ihrer Wünsche, Verfassungsrevision, Zehntliquidation, direkte Wahlen, und Gott weiß was sonst noch, und so hielt man die einen durch die andern im Schach.

„So hatten sich die Dinge während der Tagsatzung und der Abwesenheit der bernischen Gesandtschaft gestaltet, als zur Sprache kam, wie man nunmehr den heimkehrenden, bekanntlichen Beschützer des Freischaarenthums und des entschiedenen Fortschrittes, auf die rechte Seite bringen möchte. Der schwache Fleck war bald gefunden; man kannte die Eitelkeit des Bielerischen Staatsmannes und empfing ihn bei seiner Heimkunft mit La Fontaines lieblicher Anrede: „Hé, bon jour Monsieur du Corbeau! que Vous êtes joli, que Vous me semblez beau! Anfangs machte der Staatsmann die begründete Einwendung, es dürfte sein Schritt falsch ausgelegt und er der Inkonsequenz beschuldigt werden, was man aber dadurch zu beschwichtigen wußte, daß man ihm zu verstehen gab, er habe ja nicht nöthig, seinen Freunden Schutz und Hülfe zu entziehen, man gebe ihm im Gegentheil seine Gegner Preis, welche man nur dazu gebrauchen werde, die bestehende Ordnung für den Augenblick zu erhalten.

„Das wirkte — der radikalen Freundschaft unbeschadet, Ordnung und Stelle erhalten, und dabei die Burgdorfer auf die Finger klopfen zu können, das war mehr, als die kühnste Hoffnung hätte erwarten dürfen.

„So ward denn die außerordentliche Einberufung des Gr. Rathes ganz im Geheimen vorberathen, der vorzulegende Bericht entworfen, und zum Berichterstatter derjenige auserlesen, den man ohne dieß als den entschiedensten Gegner zu bekämpfen gehabt hätte. Es ist wahr, die Sache war fein ausgesponnen, und wäre ihr etwas mehr Würde und Aufrichtigkeit zu Grunde gelegen, vielleicht hätte sie gute Früchte tragen können; so aber war sie nichts, als eine Falle für alle diejenigen, die etwas davon hofften und erwarteten.

„Mich hat man freilich nicht gefangen, doch bekenne ich aufrichtig, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man im nämlichen Augenblicke, als man mit Hülfe der Konservativen die Anarchisten im Zaume halten zu wollen vorgab, mit diesen über

die Erfüllung ihrer eigenen verfassungswidrigen Wünsche, und über die Unterdrückung ihrer, Ordnung und Gesetz vertheidigenden Gegenpartei, unterhandelt haben würde. Und doch war es so, sonst lese man aufmerksam die Voten jener Sitzung, die darauf folgenden Preßprozesse gegen den Volksfreund und nun die in letzter Zeit Statt gehabten Wahlen, so wird man sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen."

Antwort.

„Sie haben mich mit Ihrem vertraulichen Briefe über das Vertrauensvotum des bernischen Gr. Rathes nicht sowohl belehrt, als vielmehr gewißermaßen mystifizirt und kompromittirt. Was ich aus ihrem Briefe zu entnehmen vermochte, ist einzig die Nachweisung der Gründe, welche jenes Votum mehr zu einem Nothwendigkeits- als zu einem Vertrauensvotum gestempelt, und damit zugleich das Mißtrauen der Regierungsopposition erklärt haben. Wer aber diejenigen sein sollen, denen Sie die größte Schuld an unsern trostlosen Zuständen beimessen, und was diese denn eigentlich gethan haben mögen, um ihnen diese Schuld beimessen zu dürfen, das sagen Sie nicht, oder wenigstens so verblümt, daß es schwer zu errathen ist.

„Wenn Sie daher nicht gar zu sehr eingeschüchtert sind durch die Verfolgungen der Presse, welche, wie Sie sich vielleicht noch zu erinnern wissen, schon vor geraumer Zeit bei einem gewissen Anlasse in Herters Restaurationshause abgeredet, und damals von dem Volksfreunde, der Wind davon hatte, angekündigt worden sind, so bezeichnen Sie mir doch gefälligst jenen Bielerischen Staatsmann (es gibt ja deren viele, der kleine Büderich ist auch einer) etwas näher, welcher, bei seiner Eitelkeit genommen, einerseits durch die Inkonsequenz entlehnter, zur Schau getragener Grundsätze das Mißtrauen seiner Anhänger erregt, und anderseits durch Verläugnung der Vertheidiger eben dieser Grundsätze, jene der Verfolgung ihrer Gegner preisgegeben hat.

„Ich wüßte keinen andern zu errathen, als denjenigen, der schon im Verfassungsrathe auf allen Extremen geritten ist, heute die Munizipalrechte der Stadt Biel auf's eifrigste

vertheidigt, und am andern Morgen den alten Kanton Bern mit dem Bisthum Basel in Eines zu verschmelzen versucht hat.

„Es ist ohne Zweifel derselbe, der zu allen verkehrten Maßregeln, welche die neue Regierung getroffen, mitgewirkt, und allen heilsamen und nothwendigen Verbesserungen in Weg getreten ist.

„Derselbe, der keine Schweizeruniversität wollte, sondern eine Bernische, und diese Bernische nicht mit ausgezeichneten Männern, nach und nach, wie sich solche gefunden hätten, sondern auf Einmal mit allem, was sich darbot, besetzt haben wollte; der bei Bestellung der Fächer nicht auf die Bedürfnisse unseres Volkes, sondern auf das, ihm von den Aspiranten der zu creirenden Lehrstellen vorgekaute systematische Fachgebäude der Wissenschaft überhaupt, hingegen bei Berufung der Lehrer weniger auf wissenschaftliche Tüchtigkeit, als auf politische Farbe Rücksicht genommen, und damit aus der Hochschule eine Schule des Aergernisses für die Alten und des Verderbens für die Jugend gemacht hat. Der, damit ja solchem Uebelstande nicht abgeholfen werden könne, die jährliche Wiederbestätigung der Professoren durch den Regierungsrath verworfen, und damit die Hochschule über die Regierung gesetzt hat.

„Oder ist es nicht derselbe, welcher in seiner pädagogischen Unwissenheit den Primarunterricht, welcher nur die, allen Menschen zu ihrer Gesittung nothwendigen Grundfächer der Religion, des Lesens, Schreibens, Rechnens und Singens enthalten, und deßwegen allgemein verbindlich sein soll, auf einen unnöthigen Sekundarunterricht von Geographie, Geschichte, Geometrie u. s. w., aus bloßer Ostentation und Beschränktheit, ausgedehnt, und denselben dennoch für alle Kinder, durch ein unzweckmäßiges und strenges Schulgesetz durch einen wahrhaft verderblichen Schulzwang, verbindlich gemacht hat.

„Ist es nicht derselbe, der aus gleichen Beweggründen allen Primarlehrern, ohne Ausnahme, eine Staatszulage zuerkennen half, mittelst welcher, wenn man sie verständiger angewandt hätte, viel Größeres bewirkt worden wäre, und

der seine Schulmeister gewissermaßen als politische Gehülfen braucht, und sie deßwegen in ihren Wahlrechten privilegirt hat.

„Ist es nicht derselbe, der sich der Aufhebung des Sicherheitsvereins, jenes Staates im Staate, welcher sich die Sicherung der Personen und des Eigenthums zur Aufgabe gemacht, mithin das bezeichnendste Attribut einer rechtmäßigen Regierung sich angemaßt, widersetzt hat?

„Ist es nicht derselbe, der bereits zur Zeit des Conseilhandels, und später bei verschiedenen andern Anläßen, den Schweizern, gegenüber ihren mächtigen und aufgeklärten Nachbaren, das Recht zu vindizieren versucht hat, sich so ungebärdig und aberwitzig aufführen zu dürfen, als es ihnen beliebe; möge die ganze Welt sie verdammen, so stehe doch Niemanden das Recht zu, weder in seinem eigenen noch dem allgemeinen Interesse der sie umgebenden Völker, Einsprache zu thun?

„Ist es nicht derselbe, welcher bei Anlaß der von der Schweiz aus versuchten gewaltsamen Geltendmachung unbegründeter Ansprüche auf die Krone Frankreichs, den im Thurgau eingeburgerten Kronprätendenten, als Schweizerbürger en théorie et de fait mit seinem petit fusil unterstützen zu wollen erklärt hat?

„Ist es nicht derselbe, der seinen Nebenbuhler Stockmar durch eine wahre Kabinetsjustiz zu entfernen gewußt hat?

„Ist es nicht derselbe, der sich anfänglich dem Bau der Kornhausbrücke in Bern widersetzte, hingegen den Nydeckbrückenbau mit 200,000 Fr. aus dem Staatsärar unterstützt, und später, um diesen Bocksstreich wieder gut zu machen, den Bau der Tiefenaubrücke durchgesetzt hat?

„Ist es nicht derselbe, der zu dem fanatischen Geschrei gegen die Jesuiten, diesem Pöbelgespenst, den Ton angegeben, und dieselben als die Schuld des unglückseligen Freischaarenzuges und der dadurch veranlaßten Zerwürfnisse in unserm gemeinsamen Vaterlande bezeichnet hat?

„Ist es nicht derselbe, der bei Anlaß der Klosteraufhebung im Aargau (die, wenn sie sich bloß auf die beim Auf-

ruhr betheiligten Klöster beschränkt hätte, vollkommen gerechtfertigt gewesen wäre, so aber, da sie sich auf die Gesammtheit dieser Institute erstreckt, offenbar eine Verletzung des zwölften Bundesartikels involviert hat), die raison d'état am Platz der Staats m o r a l gesetzt hat?

„Ist es nicht derselbe, welcher zur Zeit der Walliser- und der Luzernerwirren, statt eines bundesgemäßen n e u t r a l e n Zuzuges, wobei die souveränen Kantone ihre Angelegenheiten selbst hätten ausfechten können, nur seiner Partei zu Hülfe ziehen wollte?

„Ist es nicht derselbe, welcher dem Staatsschreiber, nicht s e i n e m Sekretär wohlverstanden, die merkwürdige Weisung gab, wie er dem Regierungsstatthalter von Burgdorf zu schreiben habe?

„Da diese Geschichte, wie noch manche andere, im Leben des großen Staatsmannes unbekannt geblieben ist, weil der bescheidene, an seiner Ehre angegriffene Hr. F r o m m lieber sein Amt niederlegen, als länger der Beamtete einer Regierung sein wollte, die ihn a u g e n s c h e i n l i c h bei seiner Ehre nicht schützen mochte, so mögen Sie aus derelben abnehmen, wie es bei uns mit der Preßfreiheit aussieht, ob es überhaupt darauf abgesehen sei, die Presse gegen Jedermann im Zaume zu halten, und jedes Beamteten Ehre zu wahren, oder ob man sich nicht viel mehr derselben als eines Parteimittels f ü r seine Freunde und g e g e n seine Feinde bediene.

„Wenn Sie sich hiebei der wiederholten gehässigen Aeußerungen eines Gewissen im Gr. Rathe gegen die Burgdorfer und das Burgdorferblatt erinnern wollen, welche derselbe seiner Zeit von der Redaktion der Allgemeinen Schweizerzeitung geborgt hatte, so dürfen Sie vielleicht damit ein weiteres Merkmal für unsern hypothetischen Staatsmann erhalten.

„Doch mein Brief ist schon zu lange; nicht daß ich zweifle, wir verstehen uns nicht, oder es bedürfe eines weitern Signalements für den Bewußten, sondern weil ich

Sie nicht übersättigen mag, breche ich ab und verspreche Ihnen den Rest auf ein ander Mal."

Der Verfassungsbruch

Die kaum vier Wochen nach der außerordentlichen Sitzung des Gr. Rathes getroffenen Erneuerungswahlen in diese Behörde, fielen so aus, wie sie von einem fanatisirten Volke zu erwarten waren, und wie sie die Radikalen haben mußten, um ihr Vorhaben auszuführen.

Am Schlusse der ordentlichen Sitzungen zu Ende des Jahres 1845 ward von einigen Freischärlern der Antrag auf eine außerordentliche Einberufung des neuen Gr. Rathes auf den 12. Jänner 1846 gebracht, um ja keine Zeit für die Verfassungsrevision zu verlieren, weil es von größter Wichtigkeit war, für die nächste Tagsatzung eine Regierung, eine Instruktion und eine Gesandtschaft im Sinne des Radikalismus zu haben, um die Auflösung des Sonderbundes, die Fortweisung der Jesuiten und die Einführung eines neuen Bundesvertrages endlich einmal zu Stande bringen zu können.

Diese außerordentliche Sitzung fand Statt; der Regierungsrath brachte seine Vorschläge einer partiellen Revision, die Freischärler dagegen eine Menge Petitionen für Totalrevision, was so viel sagen wollte, als für eine n e u e V e r f a s s u n g durch einen Verfassungsrath aus dem Volke.

Herr Schultheiß Neuhaus, und mit ihm acht andere Regierungsräthe, erklärten sich durch den auf die Verfassung geleisteten Eid gebunden, dieselbe nicht anders als auf dem im §. 96 vorgeschriebenen Wege revidiren zu wollen; die Nassauerschule hingegen deduzirte nach ihres Meisters sauberer Lehre und Sophistik, daß die Verfassung für das Volk nicht bindend sei, sondern dieses über jener stehe, und daß ihr Antrag auf einen niederzusetzenden Verfassungsrath der Ausdruck des allgemeinen Volkswillens sei.

Ungeachtet dieser elenden Rechtsdreherei, hätte der gesetzliche Regierungsantrag auf Abänderung der Verfassung

durch eine aus dem Mittel des Gr. Rathes niederzusetzende Kommission doch eine, wenn auch kleine, Stimmenmehrheit auf sich vereiniget, wäre nicht zwischen die beiden einander entgegengesetzten Anträge der Mittelantrag gestellt worden, die Revisionsfrage den Urversammlungen zum Entscheide vorzulegen, welcher, sofern er nur die Frage beschlagen hätte, ob man überhaupt eine Verfassungsänderung wolle oder nicht, wohl gestellt werden mochte; sobald er hingegen, wie ihn die Freischärler deuteten, auch die Art und Weise, wie revidirt werden solle, in sich schloß, ebenso verfassungswidrig war, als der Antrag auf einen Verfassungsrath.

Dieser Mittelantrag vereinigte fast alle Stimmen für die beiden entgegengesetzten Anträge auf sich, und in Folge dessen ward der Beschluß gefaßt, den Urversammlungen die Frage: „ob sie mit dem von Regierungsrath und Sechszehnern dem Gr. Rathe vorgelegten Antrage auf Abänderung der Verfassung durch die bereits gewählte Kommission einverstanden seien oder nicht?" zur Beantwortung mit Ja oder Nein vorzulegen.

Am 1. Hornung 1846 fand diese Abstimmung statt und zeigte, daß ungefähr zwei Drittheile der Stimmenden sich nicht einverstanden erklärten.

Der Landammann, welcher in seiner Eröffnungsrede das Ungesetzliche der gegen den §. 96 der Verfassung verstoßenden Anträge deutlich hervorgehoben hatte, beging gleichwohl den Fehler, dieselben zur Abstimmung zu bringen, und nach erfolgtem Ausspruche der Urversammlungen, die Mitglieder des Gr. Rathes bei Eiden aufzufordern, der auf den 12. Hornung angesetzten außerordentlichen Sitzung beizuwohnen.

Ich schrieb an den Landammann zurück: Der Gr. Rath, indem er den §. 96 der Verfassung in Frage gestellt, hat die Verfassung gebrochen und ipso facto den Unterzeichneten seines darauf geleisteten Eides entbunden, was er Ihnen Tit. Herr Landammann, zu Handen des Gr. Rathes, mit der ausdrücklichen Erklärung meldet, daß er von daher keinerlei Schuld noch Verantwortlichkeit über sich nehme!

Der Regierungsrath legte nun dem Gr. Rathe das Ab-

stimmungsergebniß der Urversammlungen, mit seiner Mehrheitserklärung vor, daß er in dem Nein noch keine Verbindlichkeit, einen Verfassungsrath niederzusetzen, erblicke, und sich in keinem Falle dadurch zu einer Eidesverletzung verleiten lassen werde, was die Mehrheit des Gr. Rathes, welche den Verfassungsrath beschlossen hatte, dermaßen aufbrachte, daß sechszig Glieder derselben auf Abberufung jener protestirenden Mehrheit des Regierungsrathes drangen, was jedoch unterblieb.

So schmählich erlag eine Regierung, welche sich durch den pflichtwidrigen Vorschub, den sie einer Gesetz und Ordnung untergrabenden Partei, gegenüber den treuen Anhängern der Verfassung gewährt hat, zu behaupten meinte, unter den Streichen ihrer eigenen Schützlinge; was insofern beklagenswerth erscheint, als mit ihr zugleich die rechtmäßigste Verfassung, die je zu Stande gekommen, untergegangen ist, und wir dadurch von dem Boden des Rechts und der Freiheit auf denjenigen der Gewalt zurückgeworfen worden sind; ohne andern Trost, als daß gegenüber jener Partei jegliche Schuld getilgt und ihr jeder Grund, sich über allfälliges Gegenrecht zu beklagen, benommen ist.

Der verendende Gr. Rath, nachdem er die Wahlen in den Verfassungsrath angeordnet hatte, fing noch in seinen letzten Sitzungen den großen Volksbestechungsakt an, welchen der Verfassungsrath vollends ausführte, und dessen Ergebniß eine Verfassung war, die während vier Jahren unser Volk sittlich und häuslich tiefer heruntergebracht hat, als 20 Jahre einer guten Verwaltung werden gut machen können.

Es wäre eine verlorene Mühe, diese Verfassung einer Kritik zu unterlegen. Wer die Motive kennt, welche sie in's Leben gerufen haben, wird sie nicht anders erwarten, als sie wirklich ist.

Vorerst mußte, um ihre Annahme zu sichern, eine möglichst große Stimmenzahl gewonnen werden; dies geschah durch Einführung der direkten Wahlart, und zwar mit Einschluß der 20jährigen Jungen, der Habe- und Taugenichtse. Ueberdies föderte man das von Hause aus eigennützige Volk

durch mancherlei Versprechen materieller Vortheile; den einen stellte man eine so viel als unentgeldliche Abschaffung von Zehnt- und Bodenzinsen in Aussicht, den andern die freie Nutznießung der Burgergüter; noch andern die Uebernahme ihrer Armen vom Staate, und diejenigen, welche an der möglichen Erfüllung dieser Versprechungen zweifelten, vertröstete man auf die von den Städtern zu erhebenden Vermögens- und Einkommenssteuer. Kurz, das neue Finanzsystem drehte sich offenbar um des heiligen Chrispins goldenen Wahlspruch, den Reichen das Leder zu stehlen, um den Armen Schuhe zu machen.

Die Hauptaufgabe hingegen und die erste Pflicht einer Regierung, ihr Volk zu erziehen und zu versittlichen, blieb unberücksichtigt. Kirche und Schule, Glaube und Unterricht waren für Leute leere Worte, welchen Rohheit für Freiheit und Gemeinheit für Gleichheit galten.

Das Freischaaren-Regiment.

Die Verfassung ward angenommen, und die neue Regierung im Geiste derselben bestellt.

Unmittelbar darauf erließ der Gr. Rath seine Tagsatzungsinstruktion „mit allen zum Zwecke führenden Mitteln „den Sonderbund aufzulösen, und die Jesuiten aus der Eid„genossenschaft fortzuweisen", und schob dieselbe dem Anführer des mißlungenen Freischaarenzuges, zu gebührender Geltendmachung bei der Tagsatzung, in die Tasche!

Hiemit war der Schlüssel zu allen seit 10 Jahren von den Schweizer-Radikalen, im Einverständnisse mit der Propaganda angezettelten Intrigen gefunden, und es steht jetzt zu erwarten, welche Schicksale dem hintergangenen Volke daraus erwachsen werden.

Es ist noch in frischem Angedenken, wie schwer es hielt, bei der Tagsatzung jene Mehrheit von 12 Stimmen zur Ausführung der Bernerschen Instruktion, d. h. zum **Bürgerkriege** zu erhalten, und hier wiederum hat es sich erwiesen,

daß nur fremder Einfluß Schweizer gegen Schweizer zu waffnen vermochte.

Die Erörterungen im Brittischen Parlament und in der französischen Nationalversammlung, nebst der Veröffentlichung der darauf bezüglichen diplomatischen Correspondenz haben zur Evidenz erwiesen, daß unser Sonderbundskrieg durch die Oberleitung der Propaganda zum Ausbruch gebracht und benutzt wurde, Brittische, nicht Schweizer-Interessen zu fördern. Hätten sich Frankreich und Oestreich nicht durch Englands Perfidie täuschen lassen, sondern zur rechten Zeit eingegriffen, es wäre bei uns kein Tropfen Bürgerblut geflossen, der französische Thron stände noch aufrecht, und Italien, Deutschland und Ungarn wären von namenlosem Elend verschont geblieben.

Indeß die Vorsehung wählt oft ganz andere Mittel und Wege, um die Völker ihrer Bestimmung entgegenzuführen, als der Mensch sie sich denkt und wünscht. Es hat ihr gefallen, uns mit einer Regentschaft zu züchtigen, deren ganze Verkehrtheit es gebraucht hat, um uns zur rechten Zeit die Augen über ihr heilloses Treiben zu öffnen und für die Zukunft eine heilsame Lehre an die Hand zu geben.

Was meine Person betrifft, so enthielt ich mich von der Einführung der neuen Verfassung hinweg jeder Theilnahme am politischen Leben. Von der Burgergemeinde von Burgdorf zu der Versammlung der Burgerschaftsausschüsse im Casino in Bern abgeordnet, benutzte ich den Anlaß, den dort anwesenden Regierungsräthen Funk und Schneider das baldige Ende ihres auf Meineid und Verrath gegründeten Regiments zu prophezeien. Jedermann erinnert sich des Gewaltstreiches, womit die Regierung den durchaus gesetzmäßigen Verein auflöste und damit den ersten Nagel in ihren Sarg schlug.

Nicht lange nachher verlangte ein ausgehauster Bürger von Burgdorf seinen Antheil am Burgergut von der dortigen Burgergemeinde heraus, was mich zu der Aeußerung veranlaßte, dergleichen Gesuche schickten sich besser vor eine Freischaarenbehörde, als vor eine Bürgergemeinde! Auf die Denunziation des Petenten, der zu keiner wohlgeordneten Gemeindsversammlung zugelassen worden wäre, ward mir

von dem Gerichtspräsidenten (der Regierungsstatthalter hatte die Sache von der Hand gewiesen) ein förmlicher Prozeß gemacht, und mir, nachdem der Gemeindspräsident die Unbegründetheit der Anzeige bezeugt hatte, weder Genugthuung noch Entschädigung gesprochen, sondern Mühe und Kosten auf dem Halse gelassen.

Von da an besuchte ich auch keine Gemeindsversammlung mehr.

Wenige Tage vor dem Ausbruche des Sonderbundeskrieges ereignete sich ein Vorfall, welcher mich zu folgender Einsendung in die Berner-Volkszeitung veranlaßte:

Burgdorf, Allerheiligentag 1847.

Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

Herr Redaktor!

Sie werden sich vielleicht wundern, von dem Unterzeichneten eben jetzt in Zeiten gespannter Erwartung wichtiger Ereignisse zum erstenmal eine an sich unbedeutende Mittheilung zu erhalten, die ihre Entschuldigung darin finden mag, daß sie eine Warnung für die Freunde des Einsenders enthält.

Ich stand nämlich letzthin vor Verhör, um mich über Aufreizungen zu verantworten, deren ich mich, nach der Anzeige eines im Dienste der geheimen Polizei stehenden Freiheitswächters, schuldig gemacht haben sollte. Diese Aufreizungen bestanden darin, daß ich vor meinem Hause und unter meinem Dache zweien meiner Bekannten, bereits ältern Leuten, die Impunität der Freischaaren als den Grund des bevorstehenden Bürgerkriegs, sowie überhaupt des tollen Treibens bezeichnete, das unsere Freiheit in Meinungszwang, unsere moralische Reform in eine immerwährende Revolution, unserer Väter Glauben in einen trostlosen Natur-Glauben, unsere Humanität in Barbarei und unsern Wohlstand in einen Wehstand umzuwandeln bemüht ist.

Zwar hatte ich mich längst enthalten, von unsern Zuständen öffentlich zu reden oder zu schreiben, weil ich wohl weiß, wie wenig mein Urtheil darüber gefällt, da es den Hochmuth eines unwissenden Pöbels nicht kitzelt, und bei solcher Stimmung zu reden nichts hilft, im Gegentheil nur

ärgert, das civilisirtere Ausland übrigens sein Urtheil über unsere Zustände längst gefällt hatte, und ich also gar wohl schweigen konnte. Das indeß wäre mir nicht eingefallen, daß es uns bei unserm so entschieden freisinnigen Fortschritte nicht mehr erlaubt sein sollte, unsere Ansichten und Ueberzeugungen gegen Freunde und unter eigenem Dache aussprechen zu können, ohne von Lauschern und Auskundschaftern überwacht zu werden, und gewiß wird noch mancher meiner Mitbürger an eine solche Infamie nicht glauben wollen. Wenn ich Ihnen also meine daherigen Erfahrungen mittheile, so geschieht es nur, um jeden Ehrenmann vor der Gefahr zu warnen, die ihm von Seite dieser neuen Freiheitswächter droht. Von wem zuletzt eine solche Staatsinquisition ausgehe, ist mir freilich nicht gewiß bekannt; indeß glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich sie Jemanden auf Rechnung bringe, der schon in den Dreißigerjahren gerne die Rolle eines Angebers übernommen hätte, wenn es die damaligen Volksmänner nicht unter ihrer Würde gehalten hätten, solche Dienstanerbieten anzunehmen, wofür er sie indeß an die deutschen Propagandisten verrathen, und zuletzt seinem bis in den dritten Himmel erhobenen radikalen Schultheißen den Judaskuß aufgedrückt hat. — Doch, Nil inultum remanebit, quidquid latet apparebit!

Ihr Abonnent,

Dr. J. Schnell,

gew. Professor der Naturgeschichte.

Die Sache blieb indeß dabei nicht stehen, sondern man suchte mir durch falsche Zeugen Aeußerungen aufzubürden, welche eine peinliche Verfolgung nach sich ziehen sollten. Ja, der oben bezeichnete Judas entblödete sich nicht, in einer Zuschrift an den inquirirenden Richter seine Verwunderung auszudrücken, daß ich nicht verhaftet worden sei! O! des elenden Wichts!

Eine Anzahl Ehrenmänner machten durch ihre Aussagen der Untersuchung ein Ende, das Gericht sprach mich von der Anklage frei, was mir der Präsident mit der Anfrage eröffnete, ob ich, da der Fiskus die Kosten nicht übernehme, zu rekurrieren gedenke? Ich antwortete ihm, daß soferne

auch von Regierungswegen nicht appelliert würde, ich mir den Spruch gefallen lasse. Wiewohl dieß der Fall war, sendete nichtsdestoweniger der Gerichtspräsident die Akten dem Regierungsrath zu weiterer Verfügung ein, der indeß die Sache auf sich beruhen ließ, so daß ich mich glücklich schätzen konnte, so wohlfeilen Kaufes aus den Händen dieser himmelschreienden Gerechtigkeit entronnen zu sein.

Die Verfolgungen kehrten sich jetzt gegen meine Dekonomie. Die frühere Regierung hatte mir zum Behufe meiner Bleizuckerfabrikation statt der zollfreien Einfuhr des Branntweins, denselben selbst zu brennen erlaubt. Als beim Erscheinen der Kartoffelsäule keine Brennpatente mehr ertheilt wurden, fuhr ich gleichwohl in meiner Industrie fort, und ward um L. 150 gebüßt, ungeachtet des Zeugnisses der Ortspolizei, daß ich keine eßbaren Kartoffeln verarbeitet hatte. Weil dieses Urtheil auf das allgemeine Verbot, Kartoffeln zu brennen gegründet war, machte ich einen Versuch mit Korn, und ward in die gleiche Buße verfällt. Bei einer so vigilanten Polizei hätte man denken sollen, könnte Niemanden um eines Kreuzers Werth gestohlen werden. In meiner Fabrike wurde mir indeß innerhalb zweier Jahre dreimal eingebrochen, einmal eine Kasse geleert, das anderemal ein Laboratorium geplündert und das drittemal in einem Felsenkeller ein Faß Weingeist angezäpft, der sich entzündete und sammt dem Faß verbrannte. Ungeachtet man den im Keller zurückgebliebenen Werkzeug für denjenigen eines längst verdächtigen Fabrikarbeiters erkannte, in dessen Wohnung sich überdieß eine Flasche mit gleichem Weingeist hinter Wedelen versteckt vorgefunden hatte, war der Richter nicht im Stande den Thäter auszumitteln. Was ist das für eine Polizei, die nur Augen hat, wo sie den Gewerbsfleißigen schröpfen und mit seinem Erwerb die Taschen füllen kann, aber taub, blind und lahm ist, wo sie denselben bei seinem Besitze sichern soll!

Doch ich will meine Leser mit dergleichen Einzelheiten nicht langweilen; es werden gewiß manche von ihnen Aehnliches und vielleicht noch Aergeres unter dem Freischaarenregiment erduldet haben, namentlich diejenigen, welche seine

Willkür und Gewaltthätigkeit beim Aepfellärm zu kosten bekommen haben. Ich führe solches nur an, um zu zeigen, daß jenes Regiment im Einzelnen so wenig taugte, als im Allgemeinen.

Man hätte erwarten sollen, eine Demokratie würde vor Allem die Fehler der Aristokratie zu vermeiden gesucht haben, aber leider mußten wir die Erfahrung machen, daß die Radikalen, mit allen Fehlern der Aristokraten, keine ihrer Tugenden besitzen.

Man hat den Aristokraten von jeher und wohl nicht ohne Grund ihr inniges Vernehmen mit dem Auslande zum Vorwurfe gemacht. Aber was ist das im Vergleiche mit der Vermessenheit, womit unsere Radikalen das Wohl und Wehe des Vaterlandes auf eine Karte gesetzt, indem sie den Großmächten die garantierte Neutralität gekündigt und ihnen ein Va banque zugerufen haben? Welche Früchte eine solche Herausforderung für uns reifen wird, liegt noch im Schoße der Zukunft verborgen, ausbleiben wird die Erndte nicht.

Mit solcher Prahlerei hängt unser unseliges Militärwesen zusammen, worin die Radikalen ebenfalls die Aristokraten überboten haben. Wenn man weiß, daß die neuere Taktik Alles durch die Massen und durch das Genie ihrer Führer ausrichtet, und weiß, daß wir beider entbehren, so wird man sich nicht wundern, daß wir in neuerer Zeit, weder eine Invasion der Schweiz zu hindern, noch ihre Neutralität zu behaupten vermochten, was uns zum Mindesten von der Nutzlosigkeit unseres, so viele Zeit, Kraft und Geld verzehrenden Militärwesens hätte überzeugen sollen. Die Aristokraten hatten wenigstens gediente Offiziere. Wenn aber die Radikalen in's Feld ziehen wollen, müssen sie zuerst den Ellstecken mit dem Degen und den Dreschflegel mit der Büchse vertauschen, ihre Gäule vom Pfluge abspannen und sich als Dragoner drauf setzen, um sich so ausgerüstet einem kriegsgewohnten Heere entgegenzustellen. Mich mahnt die Sache alle Mal an die Fabel vom Hirsche, der vor Allem sein Geweihe bewunderte, woran er hängen blieb, als ihn die Hunde verfolgten; seiner Läufe hingegen, die ihn gerettet haben würden, sich schämte.

Möchte doch die Schweiz endlich einmal einsehen, daß nichts sie besser zu sichern vermag, als eine gewissenhaft beobachtete inoffensive Neutralität, und daß ihr in heutiger Zeitkeine andere Rolle angewiesen ist, als eine moralische, und jeder Anspruch auf politische Macht ihr nur zum Verderben gereicht. Auf die Hebung des materiellen Wohlstandes als Mittel, und auf Erziehung und Aufklärung des Volkes, als Zweck, muß die ganze Wirksamkeit einer guten Regierung gerichtet sein, nicht auf eine selbstsüchtige, innere oder äußere Politik. Die Aristokratie hatte in dieser Beziehung den großen Vorzug, daß sie durch ihre unabhängige Stellung in Stand gesetzt war, ihre ganze Aufmerksamkeit der Besorgung des innern Staatshaushalts zu widmen, und hätte sie den Zweck so gut im Auge behalten, als sie die Mittel dazu gefördert hat, sie wäre eine Musterregierung gewesen.

Wie so ganz anders hat das Freischaarenthum gehauset? In welch' ungeschickte Hände hat es die Zügel seines Regiments gelegt?

Bern war als das blühendste Land bekannt, das einzige vielleicht, dessen öffentliche Kassen eben so gut bestellt waren, als die Privatkassen der meisten seiner Bürger. Handel und Verkehr gingen ihren unverkümmerten Gang. Nicht leicht anderswo war mehr Kredit als im Kanton Bern, und die dortige Wohlhabenheit sprichwörtlich geworden. Es herrschte, besonders vor dem Wirthschaftsgesetz, in manchen Dörfern eine wahrhaft patriarchalische Einfachheit; die Abgaben waren um so weniger fühlbar, als sie meist indirekter Art waren. Die Polizei war musterhaft, das Eigenthum gesichert, die Justiz unparteiisch, die Beamteten streng überwacht und die öffentlichen Gelder treu verwaltet.

Wie sehr hat sich Alles dieses verändert? Gerade als hätten es die Radikalen darauf abgesehen, der Aristokratie ein Pöbelregiment entgegenzusetzen, bestellten sie ihre Verwaltung mit den untauglichsten Subjekten. Die Finanzen überließen sie einem Menschen, der in seinem Leben nichts erworben, nichts besessen und nichts verwaltet hatte, und dessen Finanzkunst auf ein Haar derjenigen von Hogarth's

Liederlichem gleicht, der sich im Schuldthurme an dem Problem der Nationalschuldentilgung versuchte. Wenigstens übernahm unser Finanzkünstler seiner Zeit volle Kassen, und hinterließ sie nach kaum vierjähriger Verwaltung nicht nur leer, sondern mit Schulden, behauptete aber nichts desto weniger, gut gewirthschaftet zu haben, was sich nur durch Annahme einer völligen Umkehrung seiner Begriffe von plus und minus erklären läßt, worin man durch die gleichzeitige, auf den Nationalkredit bezügliche, radikale Gesetzgebung bestärkt wird, welche in Uebereinstimmung mit dem Finanzdirektor das Mögliche that, um die Reichen arm und die Armen reich, d. h. alle zusammen bankerott zu machen, wie dieß Güterbesitzer und Kapitalisten, Handels- und Gewerbsleute, alle zu ihrem großen Schaden erfahren haben.

In dem eigentlichen innern Staatshaushalt, im Gemeinde- und Armenwesen gab sich eine solche Unerfahrenheit kund, daß es zuverläßig viel besser gewesen wäre, diese Verwaltung ihrem alten Gange zu überlassen, als seine Unwissenheit hinter einer plaghaften und pedantischen Vielregiererei verbergen zu wollen.

Indem man sich gefiel, das Damoklesschwert über die Burgergemeinden aufzuhängen, ward natürlich ihre Existenz in Frage gestellt, und damit den An- und Eingriffen auf die Burgergüter Thür und Thor geöffnet, der Hader zwischen den politischen und Verwaltungsbehörden muthwillig unterhalten, und jede Kraft, die zu einer bessern Organisation derselben hätte verwendet werden können, durch die unaufhörlichen Reibungen aufgezehrt.

Durch die Aufhebung der Armenerhaltungspflicht der Gemeinden wurde das Land mit einer Fluth von Bettlern überschwemmt, wie sie hier noch nie gesehen worden ist. Daß aus dem Bettel Landstreicher und Schelmen erwachsen, weiß Jedermann, eben so gut, als wie es mit unserer Sicherheit und Polizei aussieht. Um den fleißigen und sparsamen Bürger kümmerte man sich weniger, als um die Liederlichen, die Schreier und Wirthshausläufer, aus denen man seiner Zeit eine Glaubensarmee zu bilden gedachte. Selbst manche Landesausgeschossene, die sich sonst nicht genug

über die Fehler der vormaligen Regenten aufhalten konnten, gaben in der Hauptstadt eben kein erbauliches Beispiel mit ihrem Lebenswandel, indem sie sich von Pinte zu Pinte trieben und mit Trinken, Spielen und sonst noch Allerlei die Zeit verkürzten. Nach Hause zurückgekehrt mundete solchen Dorfherrschaften ihr früheres Landleben nicht mehr. Sie setzten die in der Stadt angewöhnten Zerstreuungen daheim mit ihren Freunden, gewöhnlich den Ortsangestellten, fort, verbrachten ihre Zeit beim Spiele und auf der Jagd, und endigten ihre politische Laufbahn nicht selten völlig ruinirt und nach Veruntreuung der ihnen anvertrauten Gelder.

So groß indeß der Schaden sein mag, der, besonders auch durch die unverständige Leitung der öffentlichen Bauten, und die dabei statt gehabte Verschwendung, dem Gemeingute erwachsen ist, so kömmt derselbe dennoch in keinen Betracht im Vergleiche mit der sittlichen Verwahrlosung des Volkes, deren sich die abgetretene Regierung schuldig gemacht hat. Ersterer wird durch eine verständigere Wirthschaft und die Opfer, welche die fleißigen und gewerbsamen Bürger im Laufe der nächsten Jahre zu bringen haben werden, wieder gut gemacht werden können, während die letztere ganze Generationen hindurch fühlbar bleiben wird!

Die Wahl des letzten Erziehungs-Direktors war eine wahre Ironie! Ein nach der Nassauerpfeiffe abgerichteter Gimpel! Wäre ein unerzogenerer zu finden gewesen, gewiß hätte man ihn gefunden!

Seine erzieherische Wirksamkeit bestand vorzüglich darin, daß er sich als Patron aller jener Vereine produzierte, welche vom Schulmeistervereine bis zum Gesellenvereine herunter, jubilirend das Land durchziehen und dem Volke das Beispiel eines lustigen Lebens geben. Diesen Vereinen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß wir die Bande der Häuslichkeit so sehr gelockert, und unsere Jugend ohne Achtung für Eltern und Vorgesetzte, unter geheimer Leitung in Wirthshäusern und an andern öffentlichen Orten sich herumtreiben und das große Wort führen sehen. Diese Vereine sollten die Pflanzschulen für den radikalen Glauben abge-

ben, daß die Freiheit auf dem Einreißen aller Schranken von Zucht und Ehrbarkeit, und die Gleichheit auf frecher Anmaßung beruhe. Ihrer bediente man sich, um im Volke einen gehässigen Meinungszwang zu üben, Andersdenkende zu höhnen, und die öffentliche Stimmung, ja selbst die Wahlen zu fälschen.

Um diese Volkserziehung erwarb sich freilich der Erziehungsdirektor große Verdienste; nur Schade für ihn, daß sie ganz andere Früchte gebracht hat, als er und seine Zöglinge erwarteten.

Der bessere Theil des Volkes fühlte nämlich mit jedem Tage deutlicher, daß ihn der schlimmere unter sein Joch beugen möchte, und dieses Gefühl bemächtigte sich allmälig aller Klassen von Bürgern in dem Maße, daß der Tag einer allgemeinen Erhebung gegen die unerträglich werdende Fremdenherrschaft mit Sturmesschritten herannahte. Hätte man dem Unwesen noch einige Zeit zugesehen, die Freischaarenrepublik wäre von selbst auseinander gestoben, aber ihre Coryphäen dabei schlimmer weggekommen, als jetzt geschehen ist. Doch Alles sollte anders gehen, als es die Verblendeten erwarteten, und zwar auf ihre eigene Veranlassung hin anders gehen.

Noch einmal Münsigen — Versöhnung und Wiedergeburt.

Die Männer, welche so lange wie möglich eine, jede Geduld ermüdende, gesetzliche Opposition gegen das Freischaarenregiment versucht hatten, wollten sich bei den herannahenden Erneuerungswahlen für den Gr. Rath, über ein, den Wählern vorzulegendes Programm verständigen, und verabredeten zu dem Ende auf den 25. März eine Zusammenkunft von Ausgeschossenen nach Münsigen, wobei Niemand an eine Volksversammlung, und noch weniger an einen gewaltsamen Umsturz des Bestehenden dachte, als die verblendete, vom Gewissen geplagte Regierung, welche sogleich den Entschluß faßte, durch ein allgemeines Aufgebot aller ihrer offenen und geheimen Verbündeten nach dem Versammlungsorte der Opposition, die dort berathenden Männer aus dem Felde zu schlagen.

Ein solcher Streich empörte das freie Bernervolk; zu Tausenden raffte es sich auf, um durch Sturm und Wetter dem Parteiregiment ein Hollah zuzurufen. Meine Freunde forderten auch mich auf, an dieser großartigen Volks-Manifestation Theil zu nehmen. Ich wäre indeß wohl nicht dabei gewesen, hätten sich nicht die Radikalen von 1846 auf die Liberalen von 1831 berufen, und mich dadurch genöthigt, Angesichts ihrer dem Bernervolke zu erklären, daß wenn auch diese entarteten Jünger der Freiheit sich zu uns zählen, wir uns nimmermehr zu ihnen zählen lassen!

Kaum auf der Leuenmatte angelangt, war ich des Sieges der guten Sache gewiß! Nicht sowohl die überlegene Zahl der Unsrigen und ihre ernstere Haltung erfüllten mich mit dieser Zuversicht, als vielmehr der Anblick der zahlreichen Stadtberner in unsern Reihen. Endlich also hatten es diese über sich vermocht, über das Vergangene hinweg in die Zukunft zu blicken; endlich waren ihnen Augen und Herzen aufgegangen, und sie hatten eingesehen, daß vor Allem der Zwist zwischen Stadt und Land gesühnt werden müsse, wenn nicht Mutter und Kinder von dem Gesinde zum Hause hinaus geworfen werden sollten! Die Männer von 1831 wußten es schon damals, daß sie ohne die Hauptstadt ein Rumpf ohne Kopf seien, und reichten dieser die Hand der Versöhnung, aber vergeblich. Sie mußten sich gedulden, den Zeitpunkt abzuwarten, wo die grollende Stadt durch Erfahrungen der bittersten Art zu milderer Gesinnung gereift, nach der verschmähten Friedenshand zurückgreifen würde, und dieser ersehnte Augenblick war jetzt erschienen. Ohne aufrichtigen Anschluß der Stadt an das Land, ist für dieses kein Heil zu erwarten, und ihr Ausschluß von der Landesvertretung durch die Radikalen war ein eben so arger Mißgriff, als es seiner Zeit der Rücktritt der Aristokratie von der Sache des Volkes war. Geschichte, Bildung und Reichthum sichern der Stadt zu allen Zeiten die erste Stimme in den Angelegenheiten des Landes, und zwar ohne Grund zu Besorgnissen für den Vaterlandsfreund, weil ihr Uebergewicht in natürlichen Verhältnissen gegründet ist, die Aristokratie übrigens die gemachten Erfahrungen nicht

allemal fruchtlos an ihr vorübergehen lassen, sondern einmal einsehen wird, daß so thöricht es wäre, veraltete Zustände mit ihren Mißbräuchen in's Leben zurückrufen zu wollen, so weise es hingegen sei, gemachte Erfahrungen zu benutzen, und das Gute der Vorzeit auf einer zeitgemäßen Grundlage wieder aufzurichten.

Die Aristokratie, die im Kampfe gegen die Bedürfnisse der Zeit erlegen ist, muß sich überzeugt haben, daß die Völker mit der leiblichen Wohlfahrt nicht mehr zufrieden sind, sondern alle Hindernisse zu besiegen wissen, welche ihren geistigen Ansprüchen im Wege stehen. Sie ringen nach Regierungsformen, bei denen ihnen aus jedem Ideenfortschritt neue Kraft und neues Leben erwachsen. Der Aufgeklärte thut dies mit Ueberlegung, die Menge aus blindem Trieb.

Es ist jedes guten Bürgers Pflicht, eine Aristokratie, welche ihr besonderes Wohl vor dem Allgemeinen beherzigt, niederzuhalten, und ihr zu Gemüthe zu führen, daß sie, um ihre moralischen und materiellen Kräfte zu gehöriger Geltung zu bringen, kleinlicher Eifersucht und engherzigem Ausschließungsgeist auf immer abschwören müsse.

Hingegen soll uns der Gewinn, welcher aus einer solchen Wiedergeburt verschwundener Zustände für uns erwächst, nicht ungerecht gegen eine Regierung machen, welche, nachdem sie ihre Bestimmung erfüllt, das Schicksal aller menschlichen Institutionen getheilt hat, die ihrem ursprünglichen Zwecke und den aus ihrer wohlthätigen Wirksamkeit hervorgegangenen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.

Es ist in allzufrischem Angedenken, was in Münsigen gesprochen und gethan worden ist, als daß ich dessen noch erwähnen möchte. Wie bei solchen Anlässen immer, machte das persönliche Begegnen der Gleichgesinnten viel mehr Eindruck, als alle Worte. Die Männer, welche die Versammlung auf der Leuenmatte leiteten, die nämlichen, welche im Gr. Rathe die Opposition gegen die Regierung bildeten, übten auch hier die größte Schonung gegen dieselbe, und anstatt ihr, wie sie mit vollem Rechte hätten thun können, zuzurufen: „Wir, im Namen des hier versammelten Volkes, verwerfen „Euer Treiben von A bis Z, und werden künftighin an „Eurer Stelle thun, was Ihr unterlassen, und

„unterlassen, was Ihr gethan habt," legten ein Programm vor, welches das Geschehene in Manchem, wo nicht billigte, doch entschuldigte. Die sechs Wochen später erfolgten Großrathswahlen haben übrigens das von dem Volke auf der Leuenmatte über die abtretende Regierung ausgesprochene Urtheil bestätigt und besiegelt.

Schluß.

Ich glaube nun meine Aufgabe gelöst und nachgewiesen zu haben, wie wir in den Zustand sittlicher und ökonomischer Zerrüttung gerathen sind, in dem wir uns befinden. Ich habe die Ursache, wie den rothen Faden im Englischen Schiffszeug, durch alle Phasen unseres öffentlichen Lebens verfolgt und gezeigt, wie die im Finstern gewobenen Fäden allmälig zu einem Garne geworden sind, in das man uns auf schlaue Weise gejagt hat, und wie man uns, einmal umgarnt, von der offenen Bahn der Freiheit und des Rechts auf die versteckte des Verrathes und der Gewalt gelenkt, und unsern rechtmäßigen Freiheitskampf mit den verruchten Plänen fremder Aufrührer zusammengeknüpft hat.

Es bleibt mir nur noch übrig das Mittel anzugeben, womit dem Uebel abgeholfen werden kann: Es besteht in Aufhebung der Ursache, welche es hervorgebracht hat:

„Die Propaganda, (d. h. der geheime Bund „zum gewaltsamen Umsturze der bestehenden po„litischen Verhältnisse), welche wie ein Polyp in dem „gesunden Fleische der Völker wuchert und an ihrem „Leben zehrt, muß mit der letzten Wurzel ausge„rissen werden, wenn die Gesellschaft wieder gesunden „und radikal kurirt werden soll."

Muth, Festigkeit und Ausdauer werden, so hoffe ich, unserer Regierung das Verdienst erwerben, über das Uebel der Zeit triumphirt, und die Losung für eine bessere Zukunft gegeben zu haben.